N. I. ∂. b. β. 4.

D. E. 894

tom: 113/4

Bio 371
3

Ludwig der Vierzehnte,

König von Frankreich;

oder

Sammlung

der

interessantesten Züge

aus dem

Leben dieses Regenten.

Nebst

einer Schilderung seines Hofes.

3. Theil

Leipzig, bei C. G. Weigel.
1803.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Vorrede.

Endlich erhalten meine geehrten Leser den dritten Theil, der schon in der Michaelismesse erscheinen sollte. Die Schuld liegt nicht an dem Herrn Verleger, sondern an mir, da ich durch eine andre litterarische Arbeit, die nicht aufgeschoben werden konnte, von der zeitigern Abfassung dieses Theils abgehalten wurde. Da jene Arbeit fast alle

meine Zeit wegnahm, und ich bei diesem Theile der Anekdoten eben die Sorgfalt und Genauigkeit anwenden wollte, wie bei den beiden ersten Theilen, so war mein Vorsatz, erst zur nächsten Ostermesse diesen dritten Theil zu liefern. Allein die öftern Nachfragen vieler der respektiven Pränumeranten und die Vorstellung meines Herrn Verlegers, daß eine solche Verzögerung dem Unternehmen selbst nachtheilig werden möchte, bewogen mich, lieber etwas Unvollkommenes als gar nichts zu liefern. Die Kürze der Zeit verstattete mir nur bekannte Quellen zu nutzen, namentlich die Memoiren des Herzogs von St. Simon, von Richelieu, von Duclos, das Leben Ludwigs von Voltaire, und die Briefsammlungen der Herzogin Charlotte Elisabeth von Orleans, des

Voltaire und der Maintenon. Mein ganzes Verdienst dabei ist, daß ich die einzelnen Nachrichten verglich, ordnete, und nach meiner individuellen Einsicht erklärte, und mein Wunsch, daß meine Arbeit, wie sie da ist, dem Leser einige Unterhaltung gewähre. — Ueber Ludwigs Verhältnisse zum Auslande, namentlich über seine Kriege, habe ich mich kurz gefaßt. Der größte Theil derselben fällt in das siebzehnte Jahrhundert, und was den Spanischen Successionskrieg betrift, so ist von demselben im ersten Theile meiner „Geschichte der merkwürdigsten Begebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts" das Nöthige beigebracht worden. Aber bei seiner Politik, bei seinen religiösen Meinungen, bei seinen Sitten, Geschmack und Vergnügungen ꝛc. mußte ich

verweilen, weil er fast ein Jahrhundert für die meisten Europäischen Höfe ein Muster gewesen ist. Um dem Vorwurfe der Unwissenheit zu entgehen, der mich bei der ganz kurzen Darstellung der Jansenistischen Streitigkeiten treffen könnte, erinnere ich, daß mir wohl bekannt sei, wie vielerlei in die eigentliche Streitfrage hineingezogen worden, und wie der Gang der Streitigkeiten sich periodisch verändert habe, daß ich aber in der Voraussetzung, meist untheologische Leser zu haben, nur den Hauptpunkt der Streitigkeiten berühren wollte, um nicht langweilig zu werden. Der Quietismus und die Chinesischen Cerimonien, konnten in einem Buche dieser Art begreiflicher Weise nicht Platz finden.

Zum nächstfolgenden vierten Theile werde ich die interessantesten Züge aus dem Leben Eugens und Marlboroughs wählen, zweier Männer, welche alle Helden und Staatsmänner ihrer Zeit fast verdunkelten, und geraume Zeit auf das Schicksal von Europa bedeutenden Einfluß hatten. Beide theilten ihren Ruhm ohne Eifersucht, und verdienten um so mehr Bewunderung, je seltner eine solche Harmonie unter Personen statt findet, welche auf demselben Wege zum Tempel des Nachruhms wandelten. Auch dieser Theil wird, wie ich hoffe, seine Leser unterhalten.

Da ich voraussetzen kann, daß die meisten meiner Leser mit dem Stammbaum Ludwigs des Vierzehnten nicht bekannt sind, die Kenntniß desselben aber zum Verständ-

niß dieses Buchs hie und da nöthig ist, so habe ich den Theil desselben, der hierher gehört, gleich nach der Vorrede abdrucken lassen.

Im November 1802.

J. C. A. Bauer.
Prediger zu Güldengosse bei Leipzig.

Genealogische Tafel.

I. Ludwig XIV. vermählte sich mit Maria Theresia der einzigen Tochter des Königs von Spanien, Philipps IV. erster Ehe am 9ten Jun. 1666. Er zeugte mit ihr:

1) Den Dauphin Ludwig, geb. am 1sten Nov. 1671. gestorben am 14ten April 1711.

2) Noch zwei Söhne und drei Töchter, die sehr jung starben.

II. Der Dauphin Ludwig, heirathete Maria Anna Christina Viktoria aus dem Hause Bayern und zeugte mit ihr:

1) Ludwig, Herzog von Bourgogne; geb. am 6ten Aug. 1682. (der zweite Dauphin) gestorben den 18ten Februar 1712.

2) Philipp, Herzog von Anjou, nachmals König von Spanien; gest. am 9ten Jul. 1746.

3) Karl, Herzog von Berry; starb am 4ten May 1714.

III. Der 2te Dauphin Ludwig, war vermählt mit Maria Adelheid von Savoyen, und zeugte mit ihr:

1) Ludwig, Herzog v. Bretagne; gest. 1705.

2) Ludwig, Herzog v. Bretagne; gest. 1712.

3) Ludwig, Herzog v. Chartres; geboren am 15ten Febr. 1710. Dieses war der nachmalige König Ludwig XV.

IV. Natürliche und legitimirte Kinder Ludwig XIV.

1) Ludwig von Bourbon, Graf von Vermandois; geb. 1667. gest. 1683.

2) Maria Anna, genannt Mademoiselle de Blois; geb. 1666. verheirathet an Ludwig Armand v. Conti; gest. 1739.

3) Ludwig August v. Bourbon, Herzog v. Maine; geb. 1670. gest. 1736.

4) Ludwig Cäsar, Graf v. Vexin, Abt von St. Denys; gest. 1683.

5) Ludwig Alexander v. Bourbon, Graf v. Toulouse; geb. 1678. gest. 1737.

6) Louise Francisca v. Bourbon, genannt Madem. de Nantes; geb. 1673. verheir. mit Ludwig von Bourbon Condé. gest. 1743.

7) Louise Maria v. Bourbon, genannt Madem. de Tours; gest. 1681.

8) Francisca Maria v. Bourbon, genannt Madem. de Blois, verheirathet an Philipp II. Herzog von Orleans, und Regenten von Frankreich; gest. 1749.

V. Einziger Bruder Ludwigs XIV. Philipp I. seit dem Tode Gastons (1660) Herzog v. Orleans. Vermählte sich:

1) Mit Henriette, Tochter Karls I. Königs von England; gest. 1670.

Kinder erster Ehe:

a) Marie Louise, geb. 1662. vermählt mit Karl II. König von Spanien; gest. 1689.

b) Philipp Karl, Herzog v. Valois; geb. 1664. gest. 1666.

c) Anna Maria, geb. 1669 vermählt an den Herzog von Savoyen.

2) Mit Elisabeth Charlotte, Prinzessin von der Pfalz; geb. 1652. gest. 1722.

Kinder zweiter Ehe:

a) Alexander Ludwig; geb. 1673. gestorben 1676.

b) Philipp II. Herzog von Orleans; geb. 1674. ward 1715 nach Ludwigs XIV. Tode Regent von Frankreich; gest. 1723

c) Elisabeth Charlotte, geb. 1776. vermählt mit Leopold, Herzog von Lothringen; gest. 1744.

Erstes Kapitel.

Ludwigs Geburt und Minderjährigkeit; er wird für volljährig erklärt — Ende des Schleuderkriegs — Mazarin stirbt — Ludwig regiert selbst — Kriege — Friedensschlüsse von Aachen, Nimwegen, Ryswik und Utrecht.

Ludwig XIV. war am 5ten September 1638 geboren. Sein Vater Ludwig XIII, welcher mit der Prinzessin Anna von Oesterreich vermählt war, hatte die ganze Regierung dem ehemaligen Bischof von Luzon, Armand du Plessis, nachherigem Cardinal von Richelieu, überlassen, einem Manne von ungemeßnem Ehr- und Geldgeitz, von großen Einsichten und schlechter Moral, der aber in so fern seinem Herrn wichtige Dienste leistete, daß er die beiden Hauptfeinde desselben, das Haus Oestreich und die Französischen Großen, zu demüthigen suchte. Ludwig XIII. und sein herrschender Diener starben bald nach einander; der Letztere am 4 Oktober 1642. der erstere am 14ten May 1643.

Ludwig XIII. hatte in seinem Testamente einen Rath ernannt, der die Regierung während

der Minderjährigkeit seines Kronerben führen sollte. Allein die verwittwete Königin Anna ließ schon am 28ten August 1643 dieses Testament durch das Parlement vernichten, und sich die Regierung des Reichs während der Minderjährigkeit unumschränkt zusprechen, wobei ihr der vom Cardinal Richelieu empfohlne Minister Mazarin, der späterhin des vertrautesten Umgangs mit ihr beschuldigt wurde, wichtige Dienste leistete.

Da Mazarin theils gezwungen, theils freiwillig Richelieus Politik befolgte, so mußte Anna den mit Oestreich angefangenen Krieg fortsetzen. Der Prinz Ludwig von Bourbon, nachmals der große Conde' genannt, erhob den Ruhm der Französischen Tapferkeit in diesem Kriege aufs neue durch die Schlachten von Rocroy und Nördlingen, und verhinderte wenigstens die gefährlichen Fortschritte der Spanier und Oestreicher, wenn auch sein Glück und sein Heldenmuth Frankreich keine wichtigen Vortheile verschaffen konnte.

Die Fortsetzung dieses Krieges machte neue Auflagen nöthig. Um sie erheben zu können, mußte Mazarin sie beim Pariser Parlamente dem Gesetze gemäß einregistriren lassen. Dieses widersetzte sich. Die Großen des Reichs, deren Macht Richelieu einzuschränken gesuchthatte, und die von Mazarin nichts bessers erwarteten, traten auf die Seite des Parlaments, und zogen auch das Volk auf ihre Seite, welches ohne-

hin der steten Lasten des Kriegs überdrüßig war. Die Pariser erregten (am 26sten August 1648) einen Aufruhr, befreieten einige ihrer Widersetzlichkeit wegen arretirten Parlamentsräthe, beschimpften die Königin und Mazarin, und nöthigten den Hof sich nach St. Germain zu flüchten. Für den Hauptanführer dieses Aufstandes ward der Coadjutor des Erzbischofs von Paris, der Cardinal Rhetz, gehalten, und die vornehmsten Gegner des Hofs wurden mit dem Namen der Fronde bezeichnet *). Der Prinz von Condé nöthigte nun zwar Paris im Jahre 1649 zur Unterwerfung. Allein der Stolz dieses Prinzen und seine Herrschsucht bewogen Mazarin sich der Fronde zu nähern, und endlich sich mit ihr zu verbinden. Man nahm den Prinzen Condé nebst mehrern Großen gefangen. Seine Parthei, welche darüber die Waffen ergriff, ward unter ihrem berühmten General, dem Vicomte von Turenne, geschlagen, und die Provinzen zur Ruhe gebracht. Dieser Sieg verleitete Mazarin mit der Fronde und dem Cardinal Rhetz jetzt weniger Umstände zu machen. Dafür aber trat der Letztere zur Parthei des Prinzen über, so, daß die nun verstärkte Parthei derselben die Königin zwingen konnte, den Prinzen los zu lassen, ja sogar Mazarin aus dem Reiche zu verbannen. Er

---

*) Das lehrreichste Werk hierüber ist ohnstreitig: L'Esprit de la fronde etc. — par Mailly. Par. 1772.

ging (am 6ten Februar 1651) nach Cölln, behielt aber seinen ganzen Einfluß.

Am 7ten September 1651 erklärte sich Ludwig XIV. für volljährig, und rief den Cardinal zurück, der unterdessen eine Armee von 7000 Mann zum Dienst des Königs zusammengebracht hatte, und von demselben wie im Triumph eingeführt wurde. Darauf spann Conde' neue Unruhen an; er verließ Paris, wiegelte Guienne, Poitou und Anjou auf, verband sich mit Spanien, und zog förmlich gegen die königliche Armee zu Felde, welche je[?] Türenne kommandirte. Die königliche Familie flüchtete sich wieder aus Paris, und irrte nebst Mazarin aus einer Provinz in die andre, in den traurigsten Umständen und von so wenigen Bewaffneten begleitet, daß sie jeden Augenblick in Gefahr war, überfallen und gefangen zu werden.

Conde' schlug einen Theil der königlichen Armee und besetzte Paris, wo eine schreckliche Verwirrung, und wie leicht zu denken, die vollkommenste Anarchie herrscht. Das Volk war in eine Menge Partheien geschieden, deren besondre Zwecke nie zu etwas Ganzem führen konnten; das Parlament, dessen Schritte eben so wenig auf einen sichern Zweck berechnet waren, schwankte zwischen dem Hofe, dem Herzog von Orleans und dem Prinzen von Conde'. Gegen Mazarin war die Erbitterung allgemein, besonders da in Paris und in verschiedenen Gegenden bittre Hungersnoth herrschte. Duelle, Mordthaten, Be-

trügereien und Beraubungen aller Art waren unter den Großen, wie unter den Kleinen, an der Tagesordnung.

Das Treffen bei Paris, wo die königlichen Truppen abermals geschlagen wurden, nöthigte Ludwig XIV, Mazarin noch einmal zu verweisen. Dies war aber auch der letzte Akt dieses planlosen Kriegs, dessen das Volk anfing müde zu werden. Man bat den König durch eine Deputation, nach Paris zurückzukehren. Er that es. Einige Große wurden verwiesen, und die Ruhe in Paris mit wenig Schwierigkeit hergestellt, und Conde's Partheien minderten sich täglich. Ja Ludwig berief sogar Mazarin zurück. Ihm zu Ehren stellte das Volk, das ihn vor Kurzem vertrieben hatte, Feste an, und bewies ihm Unterwürfigkeit.

Seit dem westphälischen Frieden hatte Frankreich nur mit Spanien noch zu kämpfen, für welches Conde' jetzt mit dem größten Eifer, aber mit wenig Glück focht, wie denn überhaupt dieser Krieg von beiden Theilen nur noch schläfrig fortgeführt wurde. Turenne und Conde' waren einander gewachsen, hinderten sich gegenseitig an glänzenden Thaten, während daß sie von ganz Europa als die größten Generale bewundert wurden. Ein sonderbarer Schauspiel als den Kampf dieser beiden Generale hat es wohl nicht leicht gegeben.

Endlich gab die Verbindung Englands mit Frankreich dem Letztern ein entscheidendes Ueber-

gewicht über Spanien. Die Spanische Armee unter Condé und Don Juan von Oestreich ward am 14ten Junius 1658 bei Dünkirchen aufs Haupt geschlagen, und dieser wichtige Schlüssel von Flandern den Engländern als Preis der Allianz übergeben. Nach einer langen Unterhandlung kam der sogenannte Pyrenäische Friede, zwischen Spanien unb Frankreich am 7 November 1659 zu Stande, und im Jahre 1660 verheirathete sich Ludwig mit der Tochter des Königs von Spanien, Maria Theresia. Diese Heirath war das letzte Werk des Mazarin. Er starb am 9ten März 1661, und befreiete Ludwig von einem Joche, das er besonders in den letzten Jahren nur mit Widerwillen getragen hatte.

Als der Cardinal in den letzten Zügen lag, waren die Partheien des Hofs beschäftigt, sich der Herrschaft über das Gemüth des jungen Königs, von dem man nicht glaubte, daß er werde selbst regieren wollen, zu bemächtigen. Besonders rechneten die Weiber, die sich durch Jugend und Schönheit auszeichneten, auf die respektiven Triumphe ihrer Reitze. Aber man betrog sich. Ludwig hatte eben so viel Neigung zu herrschen als zu genießen. Wahrscheinlich hatte der Druck, in welchem er bei Mazarin seufzte, diesen Vorsatz eine unbezwingliche Kraft gegeben. Er gab bald Beweise davon. Als man ihn nach Mazarins Tode fragte, an wen man sich nun zu wenden hätte, antwortete er

mit Festigkeit: an mich. Von diesem Augenblick an wies er jeden Minister seine Gränzen an, arbeitete mit ihm und führte eine strenge Aufsicht auf sie. Die Soldaten wurden ebenfalls einer strengern Disciplin unterworfen.

Eben diesen Charakter behauptete er auch gegen die auswärtigen Mächte. Er forderte von dem Spanischen Hofe wegen einer Beschimpfung, die seinem Gesandten in London wiederfahren war, Genugthuung, und erhielt sie. Er zwang den Papst wegen eines ähnlichen Vorfalles zu einer schimpflichen Abbitte. Er nöthigte den Herzog von Lothringen, ihm die Festung Morsal abzutreten. Er suchte zugleich seine See- und Landmacht zu verstärken, befestigte seine Gränzen, so, daß man nicht ohne Grund vermuthete, er werde den Krieg nicht erwarten, sondern suchen, wie sich das leider in der Folge bestätigte.

Seine erste Kriegsunternehmung war, wenigstens dem Scheine nach, blos in der Gerechtigkeit gegründet, als er dem Kaiser im Jahr 1664 welcher von den Türken in Ungarn hart gedrückt wurde, 6000 Mann zu Hülfe schickte, die sich in einem Treffen am Raabflusse sehr gut hielten. Weniger rein waren seine Bewegungsgründe, aus denen er Portugall zu Unterhaltung des kleinen Kriegs mit Spanien mit 4000 Mann unterstützte.

Holland und England, damals die bedeutendsten Seemächte, schlugen sich um die Herr-

schaft des Meeres. Gern hätte Ludwig Holland mit Schiffen gedient, um England so tief als möglich niederzudrücken, und vielleicht späterhin an Holland ein gleiches zu thun. Allein da Frankreichs Seemacht so gar unbedeutend war, so stellte er wenigstens 6000 Mann Landtruppen gegen den Bischof von Münster, Galen, der von England besoldet, die Niederlande anfiel, und ließ sich dieselben sehr theuer bezahlen.

Durch diese Hülfsleistungen waren seine Truppen geübt, seine Offiziere kriegslustig geworden; durch Colberts Sparsamkeit und Einsichten war das Finanzwesen in guten Zustand gekommen; Ludwig hatte den Vorsatz, sich einen Namen zu machen; es war also kein Wunder, daß er nun die bisher gespielte Nebenrolle bei Seite legte, und als selbstständig kriegführende Macht aufzutreten dürstete.

Die erste Gelegenheit dazu war ziemlich weit her geholt und unrechtmäßig. Seine Gemahlin war eine Tochter Philipps IV, welcher Ludwigs XIII. Schwester zur Ehe gehabt hatte. Als Philipp IV. starb (14ten Sept. 1665), forderte Ludwig, zufolge dieser Verwandtschaft, die Niederlande, welche 1598 durch die Verheirathung der Spanischen Prinzessin Isabella an den Prinzen Albert von Oestreich bis 1633 von Spanien dem Namen nach getrennt gewesen, aber schon wieder zurückgefallen waren. Diese Forderung beruhete auf einem Rechtsgrunde, der blos in einigen Theilen der Niederlande von

Privatpersonen gilt, daß nemlich die Besitzungen eines Vaters, der mehrere Weiber gehabt, so unter die Erben vertheilt werden, daß die Kinder jeder Ehe das bekommen, was der Vater in der Ehe, aus welcher sie stammen, besessen oder erworben hat. Da nun Philipp der IV. nach dem Ende der Mutter Ludwigs eine Oestreichische Prinzessin heirathete, so verlangte Ludwig XIV. die Niederlande zufolge der Verwandtschaft mit Oestreich. Man sieht leicht wie viel Grund seine Ansprüche hatten. Allein er wollte erobern, und Spanien war in der Verfassung, ihm nicht widerstehen zu können. Während daß man noch den Federkrieg über jene angeblichen Rechte führte, brach er im Jahr 1665 mit 35,000 Mann unter Turenne in die Niederlande ein, welche fast ohne Festungswerke waren.

In wenigen Monaten waren Charleroy, Ath, Dornick, Fournes, Armentieres, Courtray, Douay und Ryssel erobert, ohne daß die schwache Spanische Armee es verhindern konnte. Ludwig durfte sich nur zeigen um zu erobern, und kehrte nach Paris im Glanze des Sieges zurück, den er blos den Umständen zu verdanken hatte. Im Anfang des Jahres 1668 eroberte Conde', der sich unterdessen mit dem Hofe ausgesöhnt hatte, noch schneller Franche Comte', welche bis dahin unter Spanischen Schutz einer sehr milden Regierung genossen hatte. Ludwig erschien im Felde, als das Meiste schon gethan war, und und setzte seine Person keiner großen Gefahr

aus, ließ es aber dagegen an Ermunterungen zur Tapferkeit, besonders bei den jungen Edelleuten, nicht fehlen.

Eine solche ungerechte gewaltsame Eroberungssucht mußte die Aufmerksamkeit und den Unwillen der gerechten Europäischen Regenten erregen. Holland, England und Schweden schlossen demnach, von Spanien gebeten, eine Allianz, um Frankreich zum Frieden zu zwingen. Holland, das am meisten von einem solchen Nachbar zu befürchten hatte, betrieb diese Angelegenheit mit so viel Nachdruck, daß schon am 2ten Mai 1668 der Friede zu Aachen zu Stande kam. Ludwig durfte blos seine Eroberungen in den Niederlanden behalten, und Spanien endigte seinen Krieg mit Portugall.

Ludwig konnte es Holland nicht vergessen, daß es ihn eingeschränkt hatte. Aber seine Bemühungen gingen dahin sich zu rächen, und den stolzen Republikanern ihre Ohnmacht zu zeigen. Auch dabei unterstützte ihn sein Glück. Der König von England, Carl II, ward durch Geld und Liebe gewonnen. Oestreich hatte mit innern Unruhen in Ungarn zu kämpfen; mit Schweden unterhandelte man; Spanien scheute neue kriegerische Versuche; Holland war in die statthalterische und streng republikanische Parthei getheilt, und besaß nach der Politik der letztern Parthei die schlechtesten Landtruppen von Europa. Der Churfürst von Cölln, ihr Nachbar, war ihr geschworner Feind.

Der Krieg war also gegen Holland beschlossen, so sehr sich dasselbe bemühete ihn abzuwenden, und die Französischen Zurüstungen waren so stark, als man sie vorher nicht gesehen hatte. Funfzig Millionen Livres kosteten diese Zurüstungen; dreißig große Kriegsschiffe stießen zu der dreimal stärkern Englischen Flotte; die königlichen Truppen stiegen über 100,000 Mann, und die Cöllnischen auf 20,000. Conde', Luxemburg und Turenne kommandirten die Armeen, Vauban die Belagerungen; der Kriegsminister Louvois sorgte emsig für alles. Ludwig selbst erschien bei der Armee, begleitet von allen jungen Leuten aus den vornehmsten Familien mit einem nie gesehenen Glanze, sogar mit einem Geschichtschreiber, der seine Thaten aufzeichnen sollte.

Das Herzogthum Lothringen, dessen Herzog sich für die Holländer erklärt hatte, ward zuerst von den Französischen Armeen überschwemmt und besetzt (1671). Alle feste Orte am Rhein und an der Yssel ergaben sich fast ohne Widerstand. Nach dem Uebergange über den Rhein nahm man Duesburg, Zytphen, Arnheim, Nimwegen ꝛc. ohne alle Mühe weg, und Utrecht überschickte die Schlüssel. Der Erbstatthalter konnte mit alle seinem Eifer seine schlechten und wenigen Truppen zu keinem bedeutenden Widerstande gegen Ludwigs kriegslustige und zahlreiche Truppen bewegen. Die Provinzen Oberyssel, Geldern und Utrecht, unterwarfen sich der Gewalt, und Ludwig näherte sich dem rei-

chen Amsterdam, wo man schon anfing sich auf die Schiffe zu flüchten.

Unter diesen Umständen bat Holland um Frieden; aber die Forderungen Ludewigs waren so stolz, so empörend für ein freies Volk, das dasselbe beschloß lieber zu sterben als sie zu bewilligen. Er verlangte 1) alles, was Holland über dem Rheine besäße. 2) 20 Mill. Gulden. 3) Daß die Franzosen Herren aller Holländischen Straßen zu Wasser und zu Lande wären, ohne Abgaben zu bezahlen. 4) Daß die katholische Religion allenthalben eingeführt werden sollte. 5) Daß Holland alljährlich durch eine außerordentliche Gesandschaft dem Könige von Frankreich eine goldne Münze übergeben sollte, auf welcher die Erklärung stünde, daß es Ludwig seine Freiheit verdankte.

Die Wirkungen dieser Forderungen zeigten sich plötzlich. Der Großpensionär de Witt und sein Bruder, die gegen den Willen des Erbstatthalters diesen Frieden betrieben hatten, wurden ermordet; die Dämme um Amsterdam durchstochen, und die ganze Gegend unter Wasser gesetzt, die kombinirte Französische und Englische Flotte an der Küste von England geschlagen; alle wichtige Pässe, die noch unbesetzt waren, wurden überschwemmt; das Volk übertrug dem Prinzen von Oranien volle Gewalt, und dieser knüpfte mit dem Kaiser, dem Reiche, Spanien, England und Brandenburg geheime und glückliche Unterhandlungen an, die so schnell würkten,

daß noch in diesem Jahre (1671) Oestreich und Brandenburg mit 40,000 Mann bereit standen, den Holländern zu Hülfe zu eilen. Unter diesen Umständen verließ Ludwig die Armee, nicht ohne den Vorwurf, die Eroberung von Amsterdam durch zwecklose Zögerung vernachläßigt zu haben.

Nach seiner Abreise aus Holland war der glänzendste Zeitpunkt für den ganzen Krieg vorüber. Luxemburg machte den verunglückten Eisfeldzug gegen Haag und Leyden; der Statthalter von Flandern, Monterey, verstärkte den Prinzen von Oranien mit 10,000 Mann, und der Churfürst von Brandenburg rückte vom Niederrhein her gegen die Franzosen an, und nöthigte Turenne sich gegen ihn zu wenden. Dafür überzog Turenne zwar die westphälischen Staaten des Churfürsten, und nöthigte ihn zum Frieden zu Vossen (1673). Allein am 30sten August desselben Jahres verband sich nun der Kaiser und Spanien öffentlich mit Holland, und der Erste schickte unter Montecuculi eine starke Armee an den Niederrhein, wodurch die Franzosen genöthigt wurden, fast alle ihre Eroberungen in Holland zu verlassen, und sich in einen weitaussehenden Krieg mit beiden Mächten in den Niederlanden einzulassen.

So sehr Ludewig um diese Zeit die Europäischen Kabinette durch eine trügerische Politik zu verwirren suchte, und alles aufbot sie untereinander zu entzweien, und daraus für sich Vor-

theile zu ziehen, so hatte er doch den Verdruß, daß das Englische Volk (1674) seinen Freund, Carl II, zum Frieden mit Holland nöthigte, daß Münster und Cölln mit dieser Republik für sich abschlossen, und daß das Reich eine beträchtliche Armee gegen ihn aufstellte. Seine vortreflichen Generale retteten indessen seine Ehre, indem sie nicht nur die Feinde in den Niederlanden in Respekt erhielten, sondern ihn auch in den Stand setzten in diesem Jahre die Franche Comte' noch einmal zu erobern. Der Prinz Conde' hielt dem Prinzen von Oranien in dem blutigen Gefecht bei Senef die Waage. Turenne schlug die Deutschen bis zum Januar 1675. viermal bei Sinzheim, Ensisheim, Mühlhausen und Türckheim, und nöthigte den Churfürsten von Brandenburg sich zurückzuziehn. Diese Siege haben dem Turenne in der Geschichte berühmter Feldherren eine hohe Stelle zu Wege gebracht; aber die Grausamkeit, mit welcher er darauf die Pfalz verwüsten ließ, setzen ihn in der Geschichte der Menschen unter die elendesten, welche die Erde getragen hat. Damit man indessen nicht glaube er sei ohne Vertheidiger, so will ich das Urtheil Voltairs über Turennes Barbareien in der Pfalz hersetzen, welches ihn werth macht, bei dieser Gelegenheit in Gesellschaft jenes berühmten Helden zu erscheinen: „Turenne wollte lieber ein Vater „der Soldaten heißen die ihm anvertraut wa„ren, als der Völker, die nach dem Rechte des

„Kriegs allezeit aufgeopfert werden. Alles Ue„bel, was er that, schien nothwendig; sein Ruhm „bedeckte alles. Und überdies würden die 70,000 „Deutschen, die er verhinderte, in Frankreich „einzudringen, daselbst viel grösseres Unglück „angerichtet haben, als Turenne in dem Elsaß, „Lothringen und in der Pfalz anrichtete*).“

Man stellte dem Turrenne, Montecuculi entgegen, der damals von Deutscher Seite für den größten General galt. Man kann nicht sagen, was er gegen jenen gefürchteten Mann ausgerichtet haben würde, denn Turenne ward schon am 27. Jul. bei Sosbach erschossen; aber er trieb gleich nach dessem Tode die Franzosen über den Rhein zurück, und die Reichsarmee schlug sie unter Crequi ebenfalls. Die Deutschen eroberten Trier, und Montecuculi trieb in Elsaß Brandschatzungen ein.

Condé übernahm nun das Kommando gegen Montecuculi und that seinen Fortschritten Einhalt, während daß der Churfürst von Brandenburg in seinen Staaten von den Schweden beunruhiget wurde, so daß Ludewig sich im Stande sahe, im Jahr 1676 mehrere Städte in den Spanischen Niederlanden zu erobern. Crequi war gegen den Herzog von Lothringen und die Reichsarmee so glücklich, daß er Freiburg

*) Durch diese einzige Stelle hat Voltäre seinen innern Beruf, Ludwigs Geschichtschreiber zu seyn, hinlänglich gerechtfertigt.

und Kehl wegnehmen konnte, und der Französische General du Quesne schlug die Flotte des berühmten Holländischen Admirals Ruyter im Mittelländischen Meere. Eben so glücklich war Ludwig im Jahre 1677, wo die Herzoge von Luxemburg und Orleans den Prinzen von Oranien nöthigten, die Belagerung von Mastricht aufzuheben, und bei Montcassel förmlich schlugen, wo die Spanier bei Russillon gleiches Schicksal hatten, und die große Deutsche Armee über den Rhein zurückgetrieben wurde. 1678 eroberten die Franzosen noch Gent und Löwen.

Jene hatte schon seit 1676 an dem Frieden gearbeitet, der in diesem Jahre (1678 am 10. Aug.) zu Nimwegen zu Stande kam: die Holländer behaupteten ihre Freiheit und verloren nichts; Spanien mußte einen beträchtlichen Strich von den Niederlanden, der Kaiser Freiburg abtreten, und Ludwig behielt die Franche Comté. Der einzige Herzog von Lothringen war zu stolz, die von Ludwig angebotnen Bedingungen anzunehmen. Für diesen ruhmvollen Krieg legte man in Frankreich Ludwig den Namen des Großen bei. Man hat aber seitdem diesen Titel nicht sehr gebraucht, sondern nur durch die Zahl XIV. die Reihe bezeichnet, in welcher er unter den übrigen Königen zufälligerweise stand.

Seine Ruhm- und Eroberungssucht war aber durch sein Glück nicht gestillt, im Gegentheil noch höher gestiegen. Der Vorwurf, den

man

man der Französischen Nation oft gemacht hat, daß sie sich im Glück nicht zu mäßigen wisse, hat Ludwig wenigstens an seinem Theile bestätigt. Er hatte zu seinen ehrgeizigen Absichten überdies an Louvois ein trefliches Werkzeug. Was Ludwig nicht fand, fand Louvois; was Ludwig vorschlug, bildete dieser aus; was noch etwa beim Könige von natürlichem Mitleide sich regte, erstickte dieser.

Indem seine bisherigen Feinde einen Theil ihrer Truppen abdankten, behielt er die Seinigen, und verwahrte sein Land mit einer doppelten Reihe von Festungen. Dem Herzoge von Lothringen gab er seine Länder nicht zurück, und machte die Reichsritterschaft im Elsaß zu seinen Unterthanen. Wie freie Hand man ihm ließ, beweisen die Reunionskammern, welche er nach dem Frieden in Metz, Breisach, Besançon und Dornick aufstellte, um zu untersuchen, welche Besitzungen ehemals zu den an Frankreich abgetretenen Ländern gehört hätten. Was ihm von diesem Gerichte zugespendet wurde, nahm er ohne Weiteres in Besitz. Auf diese Weise bekam er Lauterbach, Germersheim, Falkenburg, Zweibrücken, Veldenz, Saarbrücken, einen Theil von Luxemburg und 1681 auch die alte Reichsstadt Strasburg. — In Italien suchte er durch den Ankauf der Stadt Casale vom Herzoge von Mantua festen Fuß zu gewinnen, um seine schädlichen Hände auch in dieses Spiel thätiger mischen zu können. — Zu gleicher Zeit unterhielt

er die innern Unruhen in Ungarn, und begünstigte die Einmischungen der Türken gegen den Kaiser.

Jeder Schritt, den er that, zeigte, daß er wieder Krieg wollte. Die Europäischen Regenten bemerkten es und unterhandelten mit einander; aber das Französische Geld und Intriguen ließen keine feste Koalition aufkommen. Ländersucht war das Hauptprinzip aller damaligen Kriege und Unterhandlungen, und da konnte man durch Projekte und Vorspiegelungen die wichtigsten Verbindungen leicht trennen oder entkräften, wie das auch hier der Erfolg bewies. Obgleich sich Frankreichs thätigster Feind, der Erbprinz von Oranien, bemühete, ein furchtbares Gegengewicht gegen Frankreich aufzustellen, obgleich Schweden 1681 mit ihm ein Bündniß schloß, welchem (1682) der Kaiser und Spanien beitraten, so wollte doch keiner den Anfang machen, denn Frankreich fürchtete sich um so weniger, da es an seinem Theile Englands, Dännemarks und Brandenburgs versichert war.

So geschahe es, daß die Türken von Ludwig aufgemuntert und unterstützt, im Jahre 1683 bis vor Wien drangen, das von seinem Kaiser verlassen wurde. Ludwig hoffte bei dieser Gelegenheit Schiedsrichter von Deutschland zu werden; darum ließ er jene barbarischen Horden unschuldige Länder durchstreifen und verwüsten. Doch diesmal verjagte der berühmte

König von Pohlen, Johann Sobieski, die Türken, rettete Wien, und brachte Ludwig um den gesuchten Ruhm Deutschlands Retter zu werden, und um die Länderbelohnung, die er ohne Zweifel für seine Bemühungen gefordert haben würde.

Mit der ganzen Insolenz des Sieges verlangte er von Spanien die Stadt Alast in den Niederlanden mit ihrem Gebiete, und zwar unter dem Vorwande, daß seine Minister beim Nimweger Frieden vergessen hätten, sie zu fordern. Als man damit zögerte, belagerte er Luxemburg, und als Spanien ihm deshalb den Krieg ankündigte, nöthigte er es durch einen Einbruch in Catalonien (1684) zur Nachgiebigkeit. Holland schloß unter diesen Umständen einen Waffenstillestand auf 20 Jahre mit ihm. Er behielt seine Eroberungen, und was ihm die Reunionskammern zugesprochen hatten. Das verdienstlichste Werk, das einzige verdienstliche, das er für Europa that, war das doppelte Bombardement (1684) von Algier, welches die Barbarischen Staaten zum Frieden nöthigte. Aber auch dieses ward durch stolze Züge verdunkelt. Genua hatte nemlich als handelnder Staat den Algierern Bomben und Pulver verkauft. Dafür wurde es bombardirt, seine Vorstädte abgebrannt, und der Doge genöthigt, nach Paris zu reisen und Ludwig öffentlich Abbitte zu thun. Der Papst wollte die sogenannte Quartierfreiheit der Gesandten in Rom, welche Laster aller Art schützte, und die Zoll-

freiheit der Gesandten, welche die schreiendsten Misbräuche hervorbrachte, abschaffen; die mehresten Europäischen Regenten verwilligten es; nur Ludwig ließ seinen Gesandten bewaffnet in Rom einziehen, und beides mit Insolenz behaupten. Um sich Einfluß im Deutschen Reiche zu verschaffen, wollte er den Kardinal von Fürstenberg, seine Kreatur, zum Churfürsten von Cölln machen, und als der Papst aus guten Gründen seine Zustimmung verweigerte, nahm er ihm die Grafschaft Avignon weg. Zu gleicher Zeit machte er bei dem Ende des Churfürsten Carl aus der Simmerschen Linie, Ansprüche auf einen beträchtlichen Theil der Pfälzischen Lande als Allodialgut der Schwester dieses Churfürsten, die an den Herzog von Orleans, seinen Bruder, vermählt war, verwüstete einen Theil desselben, und nöthigte eine Menge ruhige und fleißige Einwohner zum Auswandern. — Einzelner Beweise von Stolz, die sich seine Gesandten an fremden Höfen erlaubten, nicht zu gedenken.

Auf diese Weise machte er sich nach und nach alle Regenten von Europa zu Feinden, unter denen aber der Prinz von Oranien bei weitem der thätigste blieb. Durch seine Bemühung kam im Jahre 1686 eine große Assoziation zu Augspurg zwischen dem Kaiser, Spanien, Schweden, Brandenburg und vielen andern Reichsständen zu Stande, die Ludwig aber jetzt noch so wenig fürchtete, daß er im Jahr 1688 dem Kaiser den Krieg selbst ankündigte.

Doch seine Größe hatte jetzt ihren Gipfel erreicht. Denn im Jahr 1586 ward sein Freund, der König von England, Jakob, vom Throne gestoßen und vertrieben, und dessen Schwiegersohn, der Erbprinz von Oranien, Ludwigs gefährlichster Feind, unter dem Namen Wilhelms des dritten, auf den Englischen Thron gesetzt. Alle bis 1696 von Ludwig gewagte Versuche, seinen Freund, Jakob, nach England zurückzubringen, waren umsonst. Jakob war furchtsam und unentschlossen, sein Nachfolger verschlagen und fest, und so hatte Ludwig den Verdruß, ihn bis 1700 in Frankreich ernähren zu müssen.

Bei Ludwigs Einfalle in Deutschland (1688), in welchem er sich Meister vom Rheine machte, und Philipsburg eroberte, verbanden sich die Europäischen Mächte noch genauer, und es ward zwischen dem Kaiser, Spanien, Holland und Grosbrittanien zu Wien (1689) eine Allianz geschlossen. Dänemark überließ den Engländern Hülfstruppen. Um den Alliirten den Unterhalt zu erschweren, ließ Ludwig die Pfalz zum zweitenmale auf eine entsetzlich barbarische Weise verwüsten. Im folgenden Jahre vermehrte der Herzog von Savoyen in Italien nach vielfältigen Reitzungen die Zahl der Feinde Ludwigs. Und so mußte er zu gleicher Zeit vier starke Armeen, am Rheine, in Flandern, an der Spanischen und an der Italienischen Gränze, und eine starke Flotte gegen die Engländer unterhalten. Er war jedoch im Ganzen noch glück-

lich. Luxemburg schlug den Fürsten von Waldeck bei Flerus, Catinat den Herzog von Savoyen bei Stafforde, und eroberte Susa, Villafranca, Montalbano und Nizza. Noailles schlug die Spanier, Luxemburg schlug den König Wilhelm 1692 bei Steinkerken und Nerwinde; Tourville die Englische und Holländische Flotte bei Cap Beziers in eben diesem Jahre. Lorges besiegte die Deutschen bei Ottersheim. Aber alle diese Siege halfen wenig. Wilhelm behauptete sich, und der Herzog von Savoyen machte einen Einfall in Dauphine'. Die Alliirten glichen, nach Voltaires Ausdruck, der Hydra, welcher für jeden abgehauenen Kopf ein neuer wächst. Unter steten Kämpfen, die meist von Frankreich glücklich, nur ohne Vortheile, geführt wurden, dauerte dieser Krieg ununterbrochen bis 1696 fort.

Mit jedem Jahre fing er an für Frankreich unbeschreiblich beschwerlich zu werden. Seit Colberts Tode (1683), der nur mit der größten Kunst und Mühe die Finanzen bei Ludwigs ungeheuren Ausgaben in Ordnung erhalten hatte, mangelte es fast immer an Gelde, und bald auch an Menschen. Mit jedem Jahre wurden die Alliirten des Krieges kundiger und fochten glücklicher, und dadurch ging der Geist des Zutrauens auf die Ueberlegenheit, die eine Armee furchtbar macht, bei der Französischen zum Theil verloren. Der Nachfolger Louvois, Barbesieux, war entweder nicht so thätig als sein

Vorgänger, oder der Geldmangel lähmte seinen guten Willen. Zum großen Unglück starb auch Frankreichs berühmtester Feldherr, Luxemburg (1698). Zur See schien endlich das Glück ganz von Frankreich gewichen zu seyn.

Ludwig sehnte sich gewiß ernstlich nach dem Frieden, und um ihn desto sichrer zu erlangen, suchte er die Allianz zu trennen. Der Herzog von Savoyen war der Erste, der dem Rufe dieser Politik folgte, und für sich Frieden schloß (1696): Er erhielt seine Länder wieder und noch Geld. Seine Tochter ward mit dem Herzog von Bourgogne, Ludwigs Enkel, dem Französischen Kronerben, nach des Dauphins Tode, vermählt. Nun suchte jeder der Alliirten einen erträglichen Frieden, der auch bei allen Theilen am 30. Oct. 1697 zu Ryswik zu Stande kam, und zwar so, wie man ihn von Ludwig unter diesen Umständen nicht erwartet hatte. Folgendes waren die Hauptbedingungen: 1) Wilhelm III. wird von Frankreich im ruhigen Besitze des Englischen Throns gelassen. 2) Spanien, das Reich und der Kaiser erhalten zurück, was die Reunionskammern ihnen entzogen haben, doch so, daß die katholische Religion die herrschende bleibt. 3) Frankreich behält Strasburg, tritt aber Kehl, Freiburg, Breisach und Philipsburg wieder ab. 4) Der Herzog von Lothringen erhält seine Lande wieder. — Ueber die Hauptbeweggründe eines solchen Friedens, der Frankreich ungeheure Summen Geld und Men-

schen gekostet hatte, sind die Meinungen ziemlich getheilt gewesen. Wahrscheinlich hat jede Parthei zum Theil recht. Ludwig war des Kriegs, bei dem weder Ehre noch Vortheile zu erwarten waren, überdrüssig, und über die Jahre hinaus, wo gewöhnliche Regenten ihren Ruhm in glänzenden Kriegsthaten suchen. Frankreich war an Geld und Menschen erschöpft, und Elend und Unzufriedenheit allgemein, und mußte sich zu einem neuen Kriege vorbereiten, wenn Ludwig seine Ansprüche auf die Spanische Erbfolge bei dem täglich zu erwartenden Tode Karls II. durchsetzen wollte, wie späterhin auch geschahe. Er bedurfte also Ruhe und die Freundschaft der übrigen Europäischen Mächte.

Seit dem Frieden von Ryswik beschäftigte die Spanische Erbfolgsache und der daraus entsprungene Krieg, Ludwigs ganze Aufmerksamkeit bis zum Jahre 1714. Da aber dieser Krieg und der Antheil, den Ludwig an demselben hatte, bereits im 1. Theile meiner Geschichte der merkwürdigsten Begebenheiten des 18ten Jahrhunderts erzählt worden, so verweise ich die Leser dahin.

Ludwigs letzte Unternehmung war gegen England gerichtet, um Jakob III. den Sohn des exilirten und in Frankreich verstorbenen Englischen Königs, nach dem Tode der Königin Anna, auf den Thron zu bringen. Allein Georg der erste nahm zu gute Maßregeln, und die ganze Sache war auf allzuschwache Hülfs-

mittel gebaut, als daß sie hätte gelingen können. Der Prätendent kam 1715 wieder nach Frankreich zurück, als Ludwig schon gestorben war.

Zweites Kapitel.

Ludwigs Erziehung nach dem Sinne seiner Mutter und des Kardinal Mazarin — man läßt ihn wenig lernen — zerstreut ihn — prägt ihm falsche Grundsätze ein — seine Vermählung.

Von Ludwigs Feldzügen, Kriegen und Liebschaften, hat man eine Menge Nachrichten, aber von seiner Erziehung nur einzelne magere Bruchstücke. Man achtete sonst so wenig auf diesen wichtigen Umstand, auf den entscheidenden Zeitpunkt in dem Leben jedes Menschen, besonders aber eines Regenten. Wäre die Erziehung der Europäischen Regenten des abgewichenen Jahrhunderts sorgfältiger gewesen, so würde die gräßliche Reihe von Kriegen, welche unsern Welttheil in demselben mit Leichen und Trümmern überdeckten, vielleicht um mehr als die Hälfte verringert worden seyn.

Auch Ludwig XIV. ward alles was er war, durch seine Erziehung. Ohne hervorstechende Geisteskräfte zu besitzen, fehlte es ihm nicht an Verstand, Urtheilskraft und Gedächtniß; er

zeigte sogar zuweilen einen unerwarteten Scharfsinn. Sein Herz war empfänglich für das Gute. Allein seine Erziehung war auch so schlecht, daß seine guten Anlagen sich durchaus nicht entwikkeln und zur Reife kommen konnten, daß er Fehler annehmen mußte, deren Grund in ihm lag, daß seine ganze Art zu denken beschränkt und einseitig werden mußte *).

Man kann mit Wahrheit sagen, daß seine Mutter ihn für sich, nicht für sein Reich erzog. Als Ludwig XIII. starb, befand sie sich noch in dem Alter, wo man Lust zu leben und, wenn die Gelegenheit da ist, zu herrschen hat. Nachdem sie sich, wie schon oben gedacht vom Parlemente die unumschränkte Regierung hatte übertragen lassen, ging ihr Hauptzweck dahin, ihren Sohn so lange als nur möglich im Zustande der Kindheit zu erhalten, seine Seelenkräfte zu unterdrücken, ihn wenig lernen zu lassen, ihn nicht allzuängstlich für Leidenschaften zu bewahren, die Körper und Geist schwächen, und ihn zu einem Gehorsam zu gewöhnen, der alle eigne Willensäußerungen für strafbar hält. Ihr Freund, Vertrauter, erster Minister, Liebhaber und Beherscher, der Kardinal Mazarin, der gerade denselben Zweck hatte, mußte auch gerade

*) St. Simon sagt, daß Ludwig sich seiner Erziehung nie habe ohne Bitterkeit erinnern können, und selbst erzählt habe, er sei einst in das Wasserbecken im Palais Royal gefallen, wo sich der Hof aufhielt.

dieselben Mittel wählen. Es ist also moralisch gewiß, daß dieser Mann Sorge getragen hat, in Ludwig nur gerade so viel Gutes aufkommen zu lassen, als ihm nicht schade, und ihm die Maximen einzuprägen, durch die er ihn am sichersten leiten konnte. Sein Oberhofmeister, der Marschall von Villeroy, und sein eigentlicher Lehrer, der Abt von Beaumont, nachmaliger Erzbischof von Paris, mußten sich nach Mazarins Willen fügen, und so geschahe es, daß man ihn in den Wissenschaften, welche einem Regenten durchaus nothwendig sind, namentlich in der Geschichte, fast ganz unwissend ließ *), Romane und Gedichte machten seine Hauptlektüre aus. Sein erster Kammerdiener, la Porte, hat vielleicht das meiste Verdienst bei

*) Wie Mazarin Ludwig habe erziehen lassen, beweist eine Stelle in den Briefen der Madame d'Orleans, wo sie von der Erziehung ihres Gemahls redet, der ebenfalls nach Mazarins Willen gebildet wurde: der Kardinal Mazarin schreibt sie, so gespüret, daß der König weniger Vivacität hatte, als Monsieur (d'Orleans), war bange Monsieur möchte zu gelehrt werden, befahl also Ihro Liebden seel. Präceptor ihn spielen zu lassen, und seine Studien nicht mehr zu treiben, sagte: „Was denken Sie Herr la „Motte le Vayer? Wollen Sie denn aus dem „Bruder des Königs einen gescheuten Mann „machen? Wenn er klüger als der König würde, „glauben Sie, daß er ihm blindlings gehorchen „würde?“

dieser elenden Erziehung. Er gab ihm wenigstens statt der Kindermährchen Mezerais Geschichte von Frankreich zu lesen, und suchte den sklavisch behandelten Charakter des Knaben ein wenig zu heben. Man erzählt von diesem la Porte, daß, da er bemerkte, daß Ludwig gern den Bedienten spielte, er sich in einen Lehnstuhl mit bedecktem Haupte setzte und durch Befehlen gegen Ludwig den König spielte. Als Ludwig sich deshalb bei seiner Mutter beklagte, sagte la Porte in seiner Gegenwart: da der König sich meine Rolle zu wählen pflegt, so ist es billig, daß ich die Seinige übernehme. Ich verliere bei diesem Tausch nichts. Seitdem spielte Ludwig den Bedienten nicht wieder.

Jene Romanenlektüre und die stete Gesellschaft des weiblichen Geschlechts, in welcher man ihn wie ummauert hielt, brachten freilich in seinem Wesen das hervor, was man nachher so sehr an ihm bewundert und als unnachahmlich beschrieben hat, die Galanterie und Artigkeit gegen das weibliche Geschlecht und eine aufmerksame Höflichkeit gegen jeden, aber sie weckten auch sehr zur Unzeit und zu früh die Liebe zu Ausschweifungen, und brachten einen Kleinigkeitsgeist hervor, der dem männlichen Geschlechte nie wohl ansteht, und namentlich mit dem Wesen und Thun eines Königs durchaus unverträglich ist.

Um den König zu allem leiten zu können was er wünschte, machte Mazarin seinen über-

wiegenden Geist so fühlbar, daß Ludwig nie etwas anders zu thun wagte, als wenn Mazarin es ihm gerathen, oder was er ihn gefragt und er gebilligt hatte. Vornehmlich hielt er alle Personen von dem jungen Könige ab, welche seine Günstlinge hätten werden, oder ihm die Augen über seine künftige hohe Bestimmung öffnen können. Niemand gelangte zur nähern Gesellschaft als Unmündige, und wen der Cardinal genau kannte, wer von ihm sein Glück erwartete oder sonst entschieden zu seiner Parthei gehörte. Alle Gesellschaften und Vergnügungen, an denen Ludwig Theil nehmen durfte, wurden von ihm gewählt und veranstaltet. Geld gab er dem jungen Könige so wenig, daß es ihm oft an dem Nothwendigen fehlte. In dem Feldzuge von 1658 j. C. mußte sich der König gewöhnlich aus Mangel an Gelde bei Mazarin oder Turenne zu Gaste bitten, und hatte kaum einige Bedienten zur Aufwartung. Wenn er in dieser Noth zuweilen etwas von dem Finanzminister, der mit königlicher Pracht lebte, verlangte, so gab ihm dieser zur Antwort: „Es ist jetzt nichts in „den Kassen vorräthig, aber der Herr Kardinal „wird Ihnen vielleicht etwas vorschießen. Auf diese Weise war Ludwig stets von seinem Minister abhängig. Daß Mazarin auch die Religion zu diesem Endzweck angewendet habe, darf kaum erwähnt werden, da es bekannt ist, daß Ludwig hierin Zeitlebens in der tiefsten Unwissenheit geblieben, und durch dieselbe gegen seine

natürliche Güte zu den empörendsten Grausamkeiten verleitet worden ist, und daß die Jesuiten ihn besonders in spätern Jahren zu allen Thorheiten bereden, von allem Guten abhalten konnten.

Da Mazarin wünschte, daß Ludwig sich durch den Genuß der Liebe schwächen und zerstreuen sollte, um desto weniger Neigung zu den mühsamen Regierungsgeschäften zu fühlen, so ließ er es geschehen, daß derselbe schon ziemlich früh in die Geheimnisse der Lüste eingeweihet wurde. Zugleich aber trug er Sorge, ihm nur die Verbindungen zuzulassen, die für ihn nicht gefährlich werden konnten; ja er wollte gerade auf diesem Wege den König am festesten fesseln, und am unwiderstehlichsten beherrschen. Zu diesem Endzweck ließ er aus Italien sieben Niecen kommen, die Mantinozzi und Manzini nebst ihrem Müttern, seinen Schwestern. Sie folgten stufenweise auf einander von der zartesten Kindheit bis zur Mannbarkeit. Irgend eine aus dieser Zahl mußte ihn nach seiner Meinung fesseln. Die dritte Manzini, mit dem Vornamen Marie, machte das meiste Glück. Ludwig liebte sie mit der Aufrichtigkeit, mit der das erste jugendliche Alter liebt, und würde sie gewiß zur Königin von Frankreich gemacht haben, wenn die Umstände diesem Plane nicht allzusehr entgegen gewesen wären. —

Um dem jungen Könige Zerstreuungen zu geben, und ihm den Geschmack an ernsthaften Beschäftigungen noch mehr zu verleiden, führte

Mazarin am Hofe mehr Glanz, Geräusch und Festlichkeiten ein, als vorher gebräuchlich gewesen waren. Spiele aller Art, Bälle und Schauspiele wechselten mit einander ab, so sehr die niedern Geistlichen dagegen eiferten; denn die vornehme Geistlichkeit welche an denselben Theil nahm, erklärte sie für erlaubt. Ludwig tanzte oft und nahm Rollen im Schauspiele. Dergleichen Unterhaltungen waren auf seine Person und Charakter und zu Mazarins Zwecken genau berechnet, indem sich voraus sehen ließ, daß Ludwig durch seinen ausgezeichnet großen und schönen Körper, durch seine hohe und edle Gesichtsbildung die Augen des weiblichen Geschlechts auf sich ziehen, und eben dadurch ermuntert werden würde, sich vorzüglich in Leibesübungen vor allen auszuzeichnen, welches auch bald der Fall war. Selbst diejenigen, welche sich nicht durch die königliche Würde blenden ließen, noch sich vorgesetzt hatten ihm zu schmeicheln, gestehen, daß niemand besser getanzt, niemand besser zu Pferde gesessen, niemand mehr Geschicklichkeit in Leibesübungen bewiesen habe, als er. Die Zeit, welche zur Fertigkeit in dergleichen Leibesübung gehört, die Richtung der Gedanken auf dieselben waren für Mazarin ein wahrer Gewinn in Absicht auf seine Herrschsucht. Den Beifall, welchen der König wegen seiner Geschicklichkeit einärndete, die Schmeicheleien, die man ihm darüber sagte und die man ihm auch ohne jene Geschicklichkeit als

künftigen Regenten gesagt haben würde, hatte zu viel Reitz für einen Jüngling von seiner Erziehung, als daß ihm die Regierungsgeschäfte, wo Mazarin ihn meisterte, hätten gefallen können.

Daß die eigentlichen Regierungsgrundsätze, welche Mazarin ihm als Regenten einprägte, nicht viel besser gewesen seyn mögen, als seine Erziehungsgrundsätze überhaupt, wird man wohl begreifen. Daß die Nation nichts, der König alles sey, daß jedes Unterthans Eigenthum und Leben zur uneingeschränkten Willkühr des Königs gebraucht werden könne und müsse, daß der König sein Land und seine Einkünfte erweitern und vermehren, sich den Fremden furchtbar machen, auf ihre Kabinetter steten Einfluß haben, immer Uneinigkeit unter den Gegnern stiften müsse, um im Trüben zu fischen; daß der König seine Person isoliren, selbst die vornehmsten Männer in gewisser Entfernung halten, unter ihnen selbst Feindschaft und Nacheiferung erhalten, daß er sich vor allen durch Glanz und Pracht auszeichnen, seinen Willen über das Gesetz hinausrücken und jeden Widerstand kräftig vernichten müsse; das mögen ohngefähr die Sätze seyn, welche er Ludwig als künftigem Könige so oft vorsagte, so tief einprägte, daß er, so lange er lebte, nach ihnen gehandelt hat. — Mazarins Eingebungen für die Macht des Königs und die Herabwürdigung des Volks fanden der Umstände wegen noch leichtern Eingang. Die Parthei der Fronde, ihre Anführer

sowohl als das Volk hatten der königlichen Familie so viel Kränkungen verursacht, so viel Beschimpfungen angethan, daß Mazarin gewiß allemal Beifall fand, wenn er von nothwendiger Unterdrückung der Nation sprach. Er durfte ja nur an das erinnern, was die Fronde zur Zeit ihrer Macht gethan hätte.

Unter dieser einseitigen und vorsichtigen Leitung des Kardinals ward Ludwig der Fürst, den seine Zeitgenossen für den größten, den die Nachwelt für einen der schlechtesten gehalten, der Fürst der eben so unverdient gepriesen, als unverständig verdammt worden ist. Als er das zwanzigste Jahr erreicht hatte, dachte man darauf ihm eine Gemahlin zu geben. Die Wahl des Kardinals fiel auf die Prinzessin Margarethe von Savoyen, eine Person von geringen körperlichen Reitzen aber von großem Verstande und Klugheit; die Königin Mutter wollte aus Verwandtschaft und Staatsabsichten lieber die Spanische Infantin, Maria Theresia, und Ludwig hätte sich wahrscheinlich am liebsten mit der feurigen Nichte des Kardinals, Maria Manzini, verbunden, deren Stolz schon so hoch stieg.

Die Spanische Prinzessin, die schönste von den dreien, erhielt den Preis. Die Savoyische Prinzessin mußte man mit dem Drange der Politik trösten. Maria Manzini ward von dem Kardinal selbst, der niemand als sich liebte, während der Heirathstraktaten in ein Kloster geschickt. Wie sehr diese Geliebte Ludwigs auf

seine Hand gerechnet hatte, erhellet aus der Antwort, welche sie Ludwig beim Abschiede gab, als er die Thränen nicht zurückhalten konnte. Sie weinen, sagte sie mit einer Mine voll Zärtlichkeit und Unwillen, Sie sind König und ich gehe. Um einen Rückfall von Zärtlichkeit zu verhüten, nahm es der selbstsüchtige Kardinal über sich, seine Niece herabzusetzen. „Diese „Person,“ sagte er, „hat keine Freundschaft „für mich sondern Abneigung, weil ich ihren „Thorheiten nicht schmeichle. — Sie hat einen „ungemeßnen Ehrgeitz, Starrsinn und Hitze, „ist stets zu Ausschweifungen geneigt und lebt „nicht eingezogen. Das Lästigste für mich ist, daß „man glaubt, ich habe sie dazu ermuntert. Ich „kann weder essen noch schlafen, und lebe in „steter Unruhe, Lieber will ich mich mit meiner „Familie auf ein Schiff begeben, und mich in „einem Winkel Italiens vor dem Gerede aller „Welt verbergen.“

Die Heirath Ludwigs mit der Spanischen Prinzessin ward im Jahr 1659 geschlossen, und Ludwig führte seine Braut mit großer Pracht in Frankreich ein. Mehrere Wochen lang sahe man nichts als Feste und Lustbarkeiten. Die Ehe Ludwigs mit dieser Prinzessin war nicht unglücklich. Sie liebte ihren Gemahl bei allen seinen Ausschweifungen mit einer Zärtlichkeit, welche den verdorbenen Hofleuten lächerlich vorkam; sie war zufrieden daß er sie achtete, und so treu, daß auch nicht der geringste Schein einer Ausschweifung gegen sie aufkommen konnte.

Drittes Kapitel.

Tod des Kardinals Mazarin — Ludwig erklärt, selbst herrschen zu wollen, und verfällt gleich anfangs in die tiefste Eigenliebe und Dünkel worin ihn die Höflinge bestens erhalten. — Nichts soll geschehen als was er will. Beispiele von Louvois, der Mainkenon und der Herzogin von Burgund — Samuel Bernard.

Der Kardinal Mazarin starb am 9ten März 1661 und Ludwig war nun Selbstregent. Da er sich bisher so ganz ohne Widerspruch von dem Kardinal hatte leiten lassen, so glaubte man allgemein, daß er irgend einen neuen Günstling an die Spitze der Regierung stellen, und nur für die glänzende und angenehme Seite der königlichen Würde leben würde. Allein er mußte der Vormundschaft des Kardinals im Stillen herzlich müde gewesen seyn. Denn als man ihn fragte, an wen man sich nun wenden solle, antwortete er lebhaft: an mich.

Von diesem Augenblick an regierte er selbst und wendete alles an, um nicht den geringsten Schein zu haben, als werde er regiert. Niemand durfte von dieser Zeit an, bei Verlust kö-

niglicher Gnade, sich anmaßen, ihm eine Vorschrift geben zu wollen. Wer etwas von und durch ihn ausgerichtet haben wollte, der mußte die Sache so einleiten, daß der König wie von selbst darauf kam, mußte ihn über seine Meinung fragen, sich verlegen und unwissend anstellen, und dann konnte er überzeugt seyn, daß ihm sein Wunsch gewährt werden würde. Darnach mußten sich Minister, Beichväter, Maitressen, Damen, Magistratspersonen, kurz jedermann der mit ihm sprach, richten. Es ist interessant, was Tellier, der nachherige Kanzler von Frankreich, von diesem Zuge in Ludwigs Charakter sagte, als ihn einer seiner Freunde bat sich in einer gewissen Sache für ihn zu verwenden: „Von zwanzig Sachen, welche wir Minister „dem Könige vortragen, können wir überzeugt „seyn, daß daß er neunzehn nach unserm Sinne „beschließen wird, aber die zwanzigste gewiß ge„gen unsern Willen. Welche das seyn wird „wissen wir nicht, vielleicht gerade die, welche „uns am meisten interessirt. Der König hebt „uns die Pille auf, um uns zu zeigen, daß er „selbst regiert. Trift sichs, daß er bei einer „Sache beharrt, von der wir der Wichtigkeit we„gen das Gegentheil haben wollen, so kommt „es zu heftigen Auftritten, wo wir endlich doch „unterliegen müssen. Ist dieses geschehen, und „hat er uns gezeigt daß er Herr ist und wir „nichts können, so ist er zufrieden, aber auch „verlegen uns beleidigt zu haben. Dann wird

„er nachgiebig, und das ist gerade der Zeit„punkt, wo wir thun können was wir wollen.“

Kaum bemerkten die Herren und Damen des Hofes daß Ludwig auf diesem Schein bestehe, so fügten sie sich darnach. Niemand wagte mehr einen Widerspruch; jedermann schob ihm die Einsichten unter, welche er wünschte, daß er sie haben möchte; Minister, Generale, Gelehrte und Künstler verlangten sein Urtheil, und unterwarfen ihm alle ihre Vorschläge, Meinungen und Wünsche. Alles was er that, seine Kabinetsarbeiten, seinen Gang, seinen Tanz, sein Reiten, seinen Gesang, seine Verse, seine witzigen Antworten, seine Befehle, seine Unordnungen im Kriege und bei Festlichkeiten, alles lobte man, in allem schien man von ihm lernen zu müssen.

Ich weiß nicht, wie es Ludwig bei seiner elenden Erziehung, bei seinen mittelmäßigen Fähigkeiten und unter den Umständen, unter denen er zur Regierung gelangte, hätte anfangen wollen, um sich für Dünkel zu bewahren und sich selbst kennen zu lernen. Er unterlag der Eitelkeit, und glaubte endlich alles zu wissen und zu verstehen, selbst Dinge, von denen er nie etwas gelernt hatte. Mit jedem Jahre wuchs diese innre Selbstzufriedenheit, und sie stieg in nicht allzu langer Zeit bis zu einem so hohen Grade, daß man wirklich Mitleiden gegen ihn fühlt, wenn man sieht, wie lächerlich er sich dadurch

bei jedem Vernünftigen machte, und den Boshaften zum Spielball diente.

Damit uns niemand der Uebertreibung beschuldige, so wollen wir die Belege dazu anführen. So konnte er es z. E. nicht nur anhören, daß man ihn auf der Kanzel und im Schauspiele auf das unverschämteste lobte, sondern er war sogar im Stande, sich erst das, was man ihm öffentlich vorsagen wollte, vorlesen zu lassen, und die Opernarien, in welchen ihm Weihrauch gestreuet war, selbst abzusingen. Oft brummte er bei offner Tafel den Text zu diesen Melodien nach, wenn die Musiker sie spielten.

Ohngeachtet er in der Kriegswissenschaft fast gar keinen Unterricht erhalten hatte, so sprach er doch nur zu gerne mit seinen Generalen über militärische Dispositionen und was dem Kriegswesen anhängt, bis auf die kleinsten Details. Man kann sich daher vorstellen, wie heftig sein Zorn einst durch Louvois Unvorsichtigkeit bei der Belagerung von Mons gereizt werden mußte, welche unter Ludwigs eigner Aufsicht betrieben wurde. Ludwig fand nemlich eine Wache, die ihm nicht an der rechten Stelle zu stehen schien, und stellte sie anders. Am Nachmittag fand er diese Wache wieder an ihrem alten Platze. Wer hat euch wieder hieher postirt? fragte er den Offizier. — Herr von Louvois. — „Habt Ihr ihm denn nicht gesagt daß Ich Euch postirt habe?“ — Allerdings Sire. — Indem wendete sich der König zu seinem Gefolge, und

fragte: Was sagen Sie zu Louvois, der den Krieg besser verstehen will als ich? *) — Wahrscheinlich antwortete man gegen diesen mächtigen Mann blos durch Lächeln, aber Ludwig stellte die Wache wieder an ihren Ort, und erzählte die Geschichte noch mehrere Jahre nach Louvois Tode nie ohne Empfindlichkeit.

Es that ihm sehr wohl, wenn er sich im Lager wegen seines schönen Anstandes zu Pferde und wegen seiner Gewandheit loben hörte. Von seinen Feldzügen unterhielt er sich mit seinen Vertrauten am liebsten; da er sich doch eigentlich wenigen Gefahren aussetzte, und nur immer dann erst im Lager ankam, wenn eine Stadt bald erobert oder sonst eine glänzende Unternehmung ganz sicher war. — Eben so ertheilte er die bestimmtesten Vorschriften beim Bauwesen, ja sogar in verschiedenen Fällen für die Kirche. Kurz er glaubte immer die Geschicktesten etwas lehren zu können, und diese nahmen, wie St. Simon sagt, seine Lehren als Neulinge an, ob sie es gleich besser verstanden als er.

Die stete Gewohnheit überall Recht zu haben und selbst nicht den leisesten Widerspruch zu hören, brachte ein solches Gefühl seiner Ueberlegenheit hervor, daß er von jedem, der mit

---

*) Wer muß nicht lächeln, wenn Ludwig zu Barbesieux, Louvois Sohne, als er ihm zum Kriegsminister macht, sagt: Ich habe Ihren Vater gebildet und will Sie ebenfalls bilden.

ihm sprach, die tiefste Demuth und Unterwürfigkeit bei allen Vorstellungen verlangte, und es gerne sahe, wenn man die Augen niederschlug. Hielt man sich nur in diesen Schranken, so hörte er nicht nur mit der größten Gedult und Güte alles an, sondern er ertrug auch sehr lebhaften Widerspruch, ohne aufgebracht zu werden.

Louvois empfand es einst, was es sagen wollte, etwas zu thun, was der König nicht selbst gewollt zu haben schien. Dieser Minister hatte 1689, um den König zu beschäftigen, die Pfalz verwüsten lassen, und dadurch allgemeinen und lauten Unwillen gegen sich und den König erregt. Den König fing der gegebne Befehl bereits an zu reuen, aber Louvois glaubte den König noch nicht Beschäftigung genug gegeben zu haben. Nachdem Worms und Speyer in Brand gesteckt war, that er noch den barbarischen Vorschlag, Wien anzuzünden, damit die Feinde aus dieser Stadt keinen Waffenplatz machen möchten. Ludwig ward über diesen Vorschlag aufgebracht, und verbot es. Zwei Tage darauf erneuerte Louvois den Vorschlag, und bemerkte, daß, da blos die Gewissenhaftigkeit des Königs diese Sache zu mißbiligen geschienen hätte, er das Ganze auf sich genommen, und schon einen Courier zu dieser Expedition abgefertigt habe. Darüber gerieth nun der König ausser sich, und ergrif die Feuerzange vom Kamin, um den Minister damit zu schlagen. Maintenon warf sich dazwischen und ließ dem Minister Zeit zu ent-

fliehen. Aber Ludwig ruft ihn zurück und spricht voll Wuth: Fertigen Sie gleich einen andern Courier ab, daß er noch zur rechten Zeit ankomme. Wenn ein einziges Haus verbrannt ist, so soll Ihr Kopf dafür fallen. — Louvois hatte zwar die Depeschen bereits zum Absenden liegen, aber der wirkliche Abgang des Couriers war nur ein Versuch gewesen, um zu sehen, ob er heute von Ludwig nicht erhalten könnte, was ihm vor zwei Tagen abgeschlagen worden war.

Dieser Minister starb plötzlich, und wie man sagt an Gift. Ludwig bedauerte ihn nicht sonderlich, und glaubte ihn um desto leichter ersetzen zu können, da er der Meinung war, ihn selbst zum Minister gebildet zu haben. Denn als ihm der vertriebne König von England, Jakob, sein Beileid über den Verlust eines so thätigen Ministers zu erkennen gab, antwortete er dem Gesandten: Sagen Sie dem König, daß darum Ihre und meine Angelegenheiten nicht schlechter stehen werden.

Auch die Damen mußten ihren Willen dem Seinigen blind unterwerfen. Wenn er Lust hatte zu reisen, so mußten diejenigen, denen an seiner Gnade etwas lag, die Reise mit machen, was sie auch hätten vorschützen können. Und auf diesen Reisen verlangte er, daß sie lustig seyn, tanzen, tief in die Nacht hinein wachen, weder Hitze noch Kälte, noch Staub noch Regen scheuen sollten. Dabei mußten sie sich in der Minute an dem Orte einfinden, wo er sie

treffen wollte. Im Wagen, wo immer ein ansehnlicher Vorrath von Lebensmitteln vorhanden war, mußten die Damen essen und viel essen, wenn es ihm recht seyn sollte. Da gewöhnlich ein starkes Detaschement von der Leibwache den Wagen des Königs umgab, so saßen die armen Weiber oft tagelang im Staube, der sie wie eine dichte Wolke umzog. Den der König ließ nicht zu, daß die Gläser aufgezogen wurden, und verlangte überdieß, daß man sich ohne Murren in diese Unbequemlichkeit fügen sollte. Aussteigen durfte niemand, und wem einmal übel wurde, der war auf immer von des Königs Begleitung ausgeschlossen.

Die Maintenon war von diesem Zwangsystem so wenig ausgenommen, als die königlichen Prinzessinnen. Die Erstere mochte gesund oder krank seyn, so mußte sie mit reisen. War man an den bestimmten Ort gekommen, so mußte sie sich in aller Eil umkleiden, und fertig seyn, wenn er auf ihr Zimmer kam. Selbst dann wenn sie krank war und in der stärksten Fieberhitze lag, ging er zu ihr und riß alle Fenster auf, weil er die eingeschloßne Zimmerluft nicht leiden konnte, so kalt auch die äussere Luft seyn mochte. Gefiel es ihm, Musik bei ihr zu haben, so mochte sie noch so schwach seyn, sie mußte die rauschenden und lärmendsten Instrumente hören, und den blendendsten Kerzenglanz aushalten.

Dieser Eigenwille ging oft ins Unvernünftige. Die Herzogin von Burgund, seines Enkels Gemahlin, welche sich durch ihre Heiterkeit, zum Theil durch ihre Possen ihm unentbehrlich gemacht hatte, war schwanger, und doch sollte sie verschiedene auf einander folgende Reisen mit ihm, der stets sehr scharf fuhr, nach Marly thun, und ihn dann noch nach Fontainebleau begleiten. Man machte ihm deshalb bescheidene Vorstellungen, selbst der Arzt widerrieth es; aber man erhielt nichts als ein paar Tage Aufschub, und dann mußte die Herzogin ohne Widerrede mit reisen. Eine zu frühe Niederkunft war die Folge dieses Eigensinnes. Der König empfing die Nachricht davon in Gegenwart einiger Hofleute und Arbeiter im Garten zu Marly, und einige Anwesende wagten es diesen Unfall zu beklagen. „Was kümmert das mich?“ unterbrach er sie, „hat sie nicht schon einen Prinzen? Und „wenn der sterben sollte, ist nicht der Herzog „von Berry schon alt genug, um sich zu ver„mählen? Was liegt mir dran, wer mein Nach„folger ist, der oder jener? Sie sind doch alle „meine Enkel.“ Niemand antwortete. „Es „ist ihr unrichtig gegangen,“ fuhr er mit Ungestüm fort, „weil es ihr unrichtig gehen sollte. „Nun wird mich das Geschwätz der Matronen „und die Vorstellungen der Aerzte nicht mehr in „meinen Reisen und Vorsätzen stören; ich werde hingehen können, wohin es mir beliebt.“ Es entstand eine Todtenstille. Desto thätiger waren

die Gemüther, über die grausame Selbstsucht des Königs Betrachtungen anzustellen.

Viertes Kapitel.

Ludwig hält streng auf das Hofceremoniel — einmal vergißt er seine Würde.

Daß ein Mann von Ludwigs herrschsüchtigem Charakter auf pünktliche Beobachtung des Hofceremoniels werde gehalten haben, wird man kaum bezweifeln, wenn man die oben erwähnten Züge von Härte gelesen hat. Wirklich befriedigte er sich nicht damit, nur das hergebrachte Ceremoniel zu beobachten; sondern er erfand auch eine Menge Abstufungen in seinen Gunstbezeugungen, die man vorher gar nicht gekannt hatte. Seine Person, seine Kleidung, sein Gang, sein Gruß, seine Anrede, sein Abschied, sein Stehen und Sitzen, sein Wachen und Schlafen, sein Essen und Trinken, alles war gewissen Gesetzen unterworfen, die er selbst beobachtete, und alle Hofleute wissen und ihr Betragen darnach einrichten mußten. Hierinne ward sein Hof für die meisten Europäischen Höfe fast das ganze 18te Jahrhundert hindurch Muster, wiewohl mit dem gewöhnlichen Unterschiede, daß die Nachahmer nie das Urbild erreichten, und zum Theil nicht die wichtigen Gründe haben konnten, die

Ludwig hatte. Denn er gefiel sich allerdings wohl, wenn er als Seele den ungeheuren Hofkörper mit einem Winke bewegen konnte, und nutzte täglich die Gelegenheit, diese Allmacht zu zeigen. Allein er hatte auch einen ernsthaften Zweck. Eine Nation von der regen Thätigkeit, und dem Feuer der Französischen, hängt am Aeusserlichen, will vorwärts und stets beschäftigt seyn, es sey womit es sey. Die reichen und müssigen Großen insbesondre hatten Beschäftigung nöthig, und der große Haufe mißt ja gewöhnlich seine Ehrfurcht für den Mann in einem öffentlichen Amte nicht nach seinen Verdiensten, sondern nach dem Glanze, der ihn umgiebt, und nach den Cerimonien, die man beobachten muß, wenn man sich ihm nähert. — Ludwig hatte zu den Zeiten der Fronde erfahren, wie die Großen und das Volk die königliche Familie gemißhandelt, wie sie von der Ehrfurcht zur Verachtung übergegangen waren. Seitdem er also selbst regierte, sonderte er seine Person weit von allen, sogar von der übrigen königlichen Familie ab, ließ sich von allen, selbst von seinem Bruder bei Tische bedienen, schrieb allen Gesetze vor; vervielfältigte die Stufen der Ehre und die Zeichen derselben, zeichnete jede Stufe von der andern aufs genaueste, erhob nur unter gewissen Bedingungen auf höhere Stufen, und unterhielt dadurch die Eifersucht Aller gegen Alle. Auf diese Weise waren alle beschäftigt, erwarteten alle ihre Ehre von ihm, strebten alle von

ihm bemerkt zu werden. Indem er ihre Aufmerksamkeit nur auf sich wendete, hielt er sie von jeder gefährlichen Nebenabsicht ab, und brauchte sie nach Willkühr zu seinem Nutzen. Je mehr er den Vortheil dieses Zwanges bemerkte, desto strenger hielt er auf denselben. So lästig ihm dieß vielleicht anfangs selbst vorkommen mochte, so gewöhnte er sich doch nach und nach so gut an seine Erfindung, daß er darin lebte und webte und Meister wurde. Der müssige Hof gewöhnte sich ebenfalls an diesen Zwang und so ward endlich die unbedeutendste Auszeichnung vom Könige ein so wichtiger Gegenstand des Bestrebens, daß man um deswillen sich alles gefallen ließ, verläumdete, verfolgte, sein Geld hingab, Meineide beging. Leute, welche von ihrem ungeheuern Vermögen als unumschränkte Herren auf ihren Gütern leben konnten, drängten sich an den Hof, unterwarfen sich diesem Zwange, verlezten ihr Gewissen, stürzten ihr Leben in Gefahr, um — ein blaues oder rothes Band zu tragen, auf einem Sessel zu sitzen, mit nach Marly zu fahren, oder zu einer gewissen Zeit den Hut aufsetzen zu dürfen, was sie doch zu Hause konnten, wenn sie wollten. Da Ludwigs Bedienten und Kammerleute einen ziemlich bedeutenden Einfluß bei ihrem Herrn hatten, weil sie immer besonders zu den Stunden, wo er sich am wenigsten beherrschte, um ihn waren, so buhlten die vornehmsten Herren des Hofs um die Gunst dieser Leute, und

Ludwig hörte das gerne, weil er sich überredete, es geschehe aus blosser Ehrfurcht für seine Person. Als daher einst ein solcher Bedienter dem Herzoge von Montbaçon einen Brief vom Könige bei der Tafel übergab, ließ der Herzog den Bedienten nicht nur mit ausgezeichneter Höflichkeit an der obersten Stelle der Tafel Platz nehmen, sondern begleitete demselben mit einer eignen Art von Submission zum Zimmer hinaus. Der Bediente hinterbrachte diese ihm erwiesene Ehre seinem Herrn mit gewissenhafter Treue, und Ludwig war nicht blos in diesem Augenblicke mit dem Herzoge von Montbaçon zufrieden, sondern er erzählte es lange nachher mehrmals mit sichtbarem Wohlgefallen wieder. Ohne Zweifel ward dieser Wink in der Folge stets genutzt.

Es muß in der That für die Hofleute ein gewisses Studium nöthig gewesen seyn, um gegen die Etikette keinen Verstoß zu begehen. Jede Reise, jeder Spaziergang hatte seine Gesetze. Anders waren die Gebräuche in Marly, anders in Fontainebleau, anders in Trianon, anders in St. Cloud, anders zu Versailles. Wenn der König in Versailles spazierte, so hatte er allein den Hut auf dem Kopfe, und er würde es hart geahndet haben, wenn sich jemand bedeckt hätte; in Marly wurde es übel genommen, wenn man sich nicht bedeckte, sobald der König sprach: den Hut, meine Herren. Fast an jedem andern Orte herrschten andre Ceremonien; bei der Tafel, bei Audienzen, beim Spiel, ja selbst bei

der Armee ward eine gewisse Ordnung nie überschritten. Im Lager durften nur Personen von einem gewissen Stande mit dem Könige speisen, und man mußte ausdrücklich um diese Ehre anhalten. Selbst Generallieutenants genossen sie nicht, wenn sie nicht von hoher Geburt waren. Alle Geistliche, ausgenommen die Kardinäle, die Bischöffe, welche Pairs waren, oder mit fremden Fürsten gleichen Rang hatten, blieben davon entfernt. — An dieser Tafel hatte jedermann den Hut auf, nur — der König nicht. Redete man den König an oder wurde man von ihm angeredet, so nahm man den Hut ab; redete man sonst mit einem Vornehmen, so griff man nur an den Hut. Der König hatte einen Lehnsessel, die andern Feldstühle. — Dergleichen Unterscheidungen beobachtete der König durch alle Stände hindurch, sogar bis auf Gruß und Dank. Stets auf dieselbe, aber immer bei jedem auf verschiedne Weise, zog er seinen Hut vor Prinzen, vor Pairs, vor Marschällen, vor Offizieren rc.

Für die Großen von Range war es ein Verbrechen, wenn sie nicht Versailles zum Ort ihres Aufenthalts machten *); für weniger bedeuten-

*) Der Grund dieser Forderung war seinem Ursprunge nach sehr ernsthaft. Vor Ludwigs Zeiten lebten die Großen des Reichs in den Provinzen, wo sie die meisten Güter hatten, oder Gouver-

deutende folgte daraus Zurücksetzung; wer gar nicht bei Hofe erschien, konnte auf eine förmliche Ungnade rechnen. Wollten sie dann um eine Vergünstigung oder Amt anhalten, so sagte der König: ich kenne sie nicht! das sind Menschen, die ich nicht sehe! welches denn für eine abschlägliche Antwort galt. Wer irgend etwas von ihm haben wollte, er mochte hohen oder niedern Standes seyn, mußte ihm regelmäßig die Aufwartung machen. Wenn er beim Aufstehen oder Schlafengehn durch die Zimmer ging, so sahe er sich links und rechts um, ob jemand fehlte, er dachte auf die Ursachen des Aussenbleibens, und ließ es den Fehlenden bald fühlen. Er nahm es übel, wenn man nicht gern mit ihm nach Fontainebleau oder Marly gieng, oder wenn man gern in Paris lebte, welches er haßte. Wer sich auf seinem Landgute aufhalten wollte, mußte vorher eine Zeitlang am Hofe zubringen.

Ein paar sonderbare Auszeichnungen für die Hofleute, die er ebenfalls erfand, war der kleine Leuchter und die Patentröcke. Den kleinen goldnen Leuchter gab er bei dem sogenannten kleinen Schlafengehen demjenigen zu halten, den er am meisten auszeichnen wollte. Er wählte immer

---

Gouverneurs waren, wie kleine Fürsten, und stifteten oft Unruhen gegen die Könige an. In Versailles waren sie unter Aufsicht.

unter den Angesehensten und rufte ihn zu seinem Amte mit Namen. Die Patentröcke waren blau mit rothem Futter, und nach dem Muster seiner eignen Kleider, prächtig mit Gold und Silber gestickt. Nur eine bestimmte Anzahl Personen durften diese Röcke tragen, namentlich der König und seine Familie und die Prinzen vom Geblüte, oder wen sonst der König ausserordentlich auszeichnen wollte. Man konnte keinen Patentrock eher erhalten, als bis eine Rockstelle erledigt war, und nicht anders als durch einen eignen Gnadenbrief oder Patent. Alles was vornehm war drängte sich darnach, und es ist zu vermuthen, daß manchem ein solcher Rock mehr gekostet haben mag, als er werth war. Denn die Freiheiten welche er gab, waren genau betrachtet, nicht sehr beträchtlich. Ausser der Ehre, den König unernannt auf den Versailler Promenaden zu begleiten, diente er zur halben Trauer, und gab die Macht Gold und Silber zu tragen, wenn dieses verboten war. Der König selbst trug nie einen solchen Rock.

Wie genau er sich selbst in Kleinigkeiten nach der strengsten Etikette richtete, erzählt St. Simon als Augenzeuge. „Anders waren die Be„grüßungen im Felde, anders bei Musterungen. „Vor vornehmen Damen nahm er den Hut ganz „ab, bei einigen von weitem, bei andern mehr „in der Nähe; vor den Großen von Range nahm „er ihn halb ab, und hielt ihn einige Augen„blicke lang in der Luft oder ans Ohr; gegen

„Herren von niedrigem Range begnügte er sich, „mit der Hand an den Hut zu greifen. Vor „Prinzen von Geblüte nahm er ihn ganz ab. „Wenn er Damen anredete, so blieb er stets „unbedeckt."

Daß es unter der witzigen Französischen Nation Männer genug gegeben habe, die über diese strengen Ceremonien spotteten; redliche genug, die es beweinten, daß der König, welcher es mit des Landes Wohlfahrt und vielen andern wichtigen Dingen so genau eben nicht nahm, für solche Kleinigkeiten lebte und nichts verfehlte, ist ausser Zweifel. Aber doch bei weitem die meisten ließen sich dadurch zu einem gewissen Gefühl für die königliche Majestät bewegen, wenigstens stimmen alle darin überein, daß Ludwig diese Nebendinge mit einer unbeschreiblichen Grazie und unnachahmlichen Würde verrichtet habe, so, daß sie nie ein gezwungenes oder kleinliches Ansehen hatten.

Jemehr Ludwig älterte, desto unausrottbarer ward dieses Wohlgefallen an Ceremonien, desto mehr hielt er darauf. Schon längst war der vormalige politische Grund weggefallen, schon längst dachte er nichts mehr dabei, aber sie waren noch das einzige Bret, an welchem sich seine Sinnlichkeit im Alter laben konnte. Es hatte eine Zeit gegeben, wo der Doge von Genua öffentlich vor ihm Abbitte thun mußte, wo eine Gesandtschaft aus Siam in Versailles anlangte, um seine Herrlichkeit zu bewundern; und seinen

Beistand anzuflehen, wo sich also die Veranlassung zu Ceremonien von selbst fand. In seinen letzten Lebensjahren war das freilich nicht mehr der Fall, aber er wollte doch seine Existenz wenigstens noch in der Erinnerung auf dieselbe Weise genießen. Die Maintenon erfand also mit dem Beistande der Jesuiten von Zeit zu Zeit eine Art von Aufzügen, an denen sich seine matte Seele laben sollte. Dahin gehört die bis dahin ungewöhnliche Ceremonie, Ordensgenerale mit eben dem Gepränge zu empfangen, wie die vornehmsten Gesandten auswärtiger Mächte, insbesondre aber die famöse persische Gesandtschaft.

Wenige Monate vor dem Tode des Königs wurde nemlich, man wußte selbst nicht recht wie, bekannt, daß ein Persischer Gesandter nach Paris kommen würde. Der König befahl sogleich dem Baron von Breteuil, der das Amt bekleidete, den Gesandten zu empfangen, ihn zwei Meilen von Paris einzuholen, und mit der größten Pracht zu empfangen. Der Baron von Breteuil begab sich zu dem Gesandten ins Quartier, ward aber ziemlich stolz empfangen. Der Gesandte betrug sich in allem so toll und abentheuerlich, daß man den ganzen Persischen Hof für ein Narrenhaus halten mußte, wenn der Regent einen solchen Narren zum Gesandten erwählte. Indessen wurde das weibliche Geschlecht von der Neuheit der Sache amusirt, daß die Zimmer dieses Menschen, als er in Paris wohnte, täglich von Morgen bis auf den

Abend mit Damen angefüllt waren, die sogar zu seiner Unterhaltung vor ihm tanzten. Ludwig zeigte am Audienztage, ob er gleich schon kränklich war, so viel Pracht als wie vorher, indem er nicht nur selbst alle Edelgesteine der Krone trug, sondern auch dem ganzen Hofe befohlen hatte, in der größten Pracht zu erscheinen.

Aber bald ward das Publikum durch laufende Gerüchte benachrichtigt, der angebliche Persische Gesandte wäre durch Hülfe des Französischen Gesandten in Constantinopel aus der Gefangenschaft entsprungen. Die überbrachten Geschenke wären kaum 1000 Thaler werth, und also die ganze Gesandtschaft eine Komödie zum Zeitvertreib ersonnen. Das Publikum schalt den Gesandten laut einen Betrüger, und bemitleidete oder verwünschte die Schwachheit und Eitelkeit des Königs. Am Ende machte man die Entdeckung, daß es ein portugiesischer Jesuit sei, der die halbe Welt durchstrichen habe, Persien genau kannte, lange Gefangner in Constantinopel gewesen, und von seinen Ordensbrüdern befreit worden sei, um dem Könige die Komödie zu spielen.

Ludwig selbst muß endlich an der Aechtheit dieses Gesandten gezweifelt haben, denn er gab ihm keine Abschiedsaudienz und sprach auch nicht weiter von ihm. Seine Minister aber mußten öffentlich behaupten, daß derselbe wirklich von dem Persischen Regenten abgeschickt worden sei.

Der Aufwand den Ludwig dieses Gesandten wegen machte, war beträchtlich, indem er täglich 100 Louisdor betrug. Die Reisekosten von Marseille nach Paris betrugen 6000 Thaler, und das Badezimmer, das man für ihn eingerichtet hatte, kostete 2500 Thaler. Von dem Handlungstraktate, den man mit ihm schloß, ist in der Folge so wenig die Rede gewesen, als von seiner Zurückkunft nach Persien. Er gab vor über Toskana in sein Vaterland zurückzukehren, schweifte aber lange auf der Nord- und Ostsee, in Copenhagen, Hamburg und Berlin umher, und verschwand endlich, ohne daß man wußte wohin er gekommen war.

Fünftes Kapitel.

Ludwigs Baulust — seine vorzüglichsten Gebäude — Colberts Gedanken darüber.

Bei dem Hange Ludwigs die Mitwelt und Nachwelt von seiner Herrlichkeit und Größe reden zu machen, der alle seine Handlungen, gute und schlechte, entweder erzeugte oder leitete, nimmt seine Baulust eine der Hauptstellen ein. Die meisten Schriftsteller seit den Zeiten von Griechenlands höchsten Flor haben die Geistesgröße der Fürsten mit in den Geschmack an

prächtigen Gebäuden gesetzt; sie haben große Palläste, Tempel, Gärten, u. d. mehr unter die unbestrittensten Beweise derselben aufgeführt, ohne nach einem ächt kosmopolitischen Zweck zu fragen. Bei Ludwigs Erziehung ist zuverlässig auch jener Grundsatz nicht vergessen worden, und seine eigne unmäßige Prachtliebe, hat ihn aufs Höchste ausgebildet, so, daß sich in der ganzen Geschichte wohl nicht leicht ein Fürst finden wird, der in Absicht der Baulust mit ihm verglichen werden könnte, der aber auch mehr, als irgend ein Fürst, in Absicht auf seinen dabei bewiesenen Leichtsinn den bittersten Tadel verdient.

Um hierbei völlig unpartheiisch zu verfahren, dürfen wir nicht vergessen, daß ein Theil der prächtigen Gebäude, welche Ludwig aufführen oder erweitern ließ, allerdings einen wahrhaft edeln Zweck hatten, und also nothwendig waren. Dahin gehöret das große Hospital in Paris, und in einigen andern bedeutenden Städten des Königreichs, die Verbesserung der Straßen in Paris und der Landstraßen, die Erbauung des Observatoriums, der Kanal von Languedoc, das Invalidenhaus, die Gebäude von St. Cyr zur Bildung der adlichen Jungfrauen; die Erbauung von Zeughäusern zu Brest, Rochefort, Toulon, Dünkirchen und Havre de Grace und mehrere andre nützliche Gebäude.

Allein nicht zu gedenken, daß bei diesen Gebäuden oft eine Weitläuftigkeit und Verzierungen angebracht wurden, durch welche der

eigentliche Zweck nichts gewann, und die uns jetzt aus guten Gründen mehr Entstellungen als Verschönerungen zu seyn dünken; nicht zu gedenken, daß zu diesem Ueberflüssigen eine Menge Geld verwendet wurde, welches zu Vervielfältigung der nützlichen Gebäude hätte verwendet werden können, so haben ohne allem Zweifel die Gebäude, welche blos zu Ludwigs Vergnügen dienten, bei weitem die größten Summen hinweg genommen. Bei allen diesen Gebäuden wird es sichtbar, daß Prachtliebe und Eigensinn sie erbauete. Er konnte mit mäßigen Kosten St. Germain zu einem Lustschloße machen, welches jedem andern den Rang streitig gemacht hätte; er fand da alles, was nur die lebhafteste Einbildungskraft sich wünschen kann: reizende Aussichten, einen nahen Wald, schöne Bäume, einen fruchtbaren zu Anlagen geschickten Boden, hochgelegene Quellen zu Springbrunnen, den Seinefluß in der Nähe. Dafür wählte er Versailles, ohne Aussichten, ohne Holz, ohne Wasser, ohne guten Boden, und, wegen der nahen Sümpfe, ohne gesunde Luft. Sein Eigensinn wollte die Natur zwingen, die doch immer nur bis zu einem gewissen Grade gezwungen werden kann, und dann einen steten Aufwand erfordert, um sich in diesem gewaltsamen Zustande erhalten zu lassen. Er zwang das Wasser von allen Seiten in seine Gärten zusammen, ließ die Sümpfe mit Kies überdecken; alle Gebäude, Orangerie, Heuställe und Pferdeställe waren von ungeheurem

Umfang, und doch ward das Ganze nicht nach Einem Plane gebauet, und nie vollendet. Bei einer Menge von Sälen fehlte es immer an einem Schauspiel- und Ball-Saale. Trianon, vor dem Thore von Versailles, das Anfangs blos ein Haus zu Kollationen war, verwandelte sich in kurzem in einen prächtigen Pallast mit treflichen Gärten, so wie Augny am Ende des Parks von Versailles, das für die Frau von Montespan erbauet wurde.

Allen diesen prächtigen Gärten, gebrach es, bei aller Kunst, an Wasser zu den Springbrunnen, die immer still standen. Ludwig kam daher auf den Einfall nach dem Ryswiker Frieden den Fluß Eure, zwischen Chartres und Maintenon, durch einen Kanal, (nachmals Kanal de Maintenon) nach Versailles zu leiten. Diese Arbeit kostete eine unermeßliche Menge Geld und Soldaten. Denn die Französische Infanterie mußte während des Friedens an diesem Kanal arbeiten. Die harte Arbeit, und die Ausdünstungen aus dem langen umgewühlten Strich Landes brachten ansteckende Krankheiten hervor, an denen eine Menge Unglücklicher starben, eine Menge wurde auf Lebenszeit siech und elend. Nicht allein die niedern Offiziers, sondern auch die Generale, Obristen und Brigadiers, durften nie bei ihrem Dienste fehlen, ja keine Viertelstunde aus dem Lager bleiben. In dem Lager selbst war es bei der härtesten Strafe verboten, von den Kranken und Todten zu re-

den. Und doch blieb auch diese schreckliche Arbeit im Jahr 1688 liegen.

Es ist interessant, was der berühmte Colbert dem Könige über diesen Hang zum Bauen schrieb: „Ew. Maj. kommen von Versailles zu„rück; ich bitte Sie um die Erlaubniß, Ihnen „hierüber ein paar Worte zu sagen, welche aus „den ernsthaften Betrachtungen fließen, die ich „angestellt habe, und die Sie meinen Eifer gnä„digst verzeihen werden. — — Es ist allerdings „billig, daß Ew. Majestät, nach so langer und „heftiger Geistesanstrengung in den Geschäften, „auch etwas auf Ihr Vergnügen wenden, wel„ches aber doch nie auf Kosten Ihres Ruhmes „geschehen darf. Wo finden aber Ew. Maj. in „Versailles die Summe von anderthalb Millio„nen Thalern, welche seit zwei Jahren darauf „verwendet worden sind? Bedenken Ew. Maje„stät, daß Sie darüber das Louvre, den präch„tigsten Pallast der Welt, ganz vernachläßigt „haben, da er doch Ihrer Größe am würdig„sten war. Mögen nie unvermeidliche Veran„lassungen zu Kriegen künftig Denenselben die „Mittel entziehen, dieses große Gebäude zu voll„enden. — — Ew. Majestät ist bekannt, daß „außer den Kriegsthaten, der Nachwelt die Gei„stesgröße der Fürsten nichts mehr beweist, als „ihre Gebäude. Wäre es nicht schade, wenn „der größte König, der die ächten Fürstentu„genden besitzt, nach dem Maßstabe von Ver„sailles gemessen werden sollte? und doch ist die-

„ses Unglück zu befürchten. ꝛc.“ Ludwig antwortete darauf nichts, als: „Sie wissen meine Meinung in Absicht auf Versailles,“ und es blieb wie es war.

Noch mehr kostete, nach der Angabe des Herzogs von St. Simon, das berühmte Marly. Bei zunehmendem Alter, Ertödtung der Sinne, und steigendem Ekel an dem Hofgetümmel, fing Ludwig an, oder glaubte wenigstens Geschmack an der Einsamkeit zu finden. In dieser Absicht suchte er alle Orte um Versailles durch, und fand endlich hinter Luciennes ein enges tiefes Thal, von jähen Anhöhen eingeschlossen, von Sümpfen unzugänglich gemacht, ohne Aussicht, als auf ein schlechtes Dorf, Namens Marly, das am Abhange eines Hügels, lag, wo Wasser in der Gegend zusammen lief. Hier beschloß er künftig einen Theil seiner Zeit zuzubringen. Aber welche ungeheure Arbeit, die Sümpfe auszutrocknen, und beßre Erde herbeizuschaffen. Anfangs ward nur ein mäßiges Gebäude erbauet, um in demselben zwei oder dreimal des Jahres die Nächte zuzubringen, und zwar nur in Gesellschaft der ausgezeichnetsten Hofleute, welche um diese Ehre den Abend vor der Reise, durch die bittende Anrede: Sire, Marly! anhalten mußten. Nach und nach wurde die Einsiedelei vergrößert, die Anhöhen zu neuen Gebäuden geebnet, und von den Hügeln Stücke weggenommen, um — Aussicht zu gewinnen; (ein Widerspruch, der sich aus Ludwigs da-

maliger Denkungsart sehr gut erklären läßt und sie vielleicht besser charakterisirt, als sonst etwas.) Mit jedem Jahre ward dieser Aufenthalt durch neue Gebäude vergrößert, durch Gärten, Wasserleitungen, Parks, Waldungen, Statüen ꝛc. verschönert, und der war Ludwigs Freund nicht, der Marly nicht lobte, oder kein Verlangen bezeugte dahin zu gehen. Es ist fast unglaublich, was St. Simon von der Verschwendung erzählt, welche bei dieser Verschönerung statt fanden. „Große Bäume, schreibt „er, wurden von Compiegne und noch weiter „herbei geschafft, von denen zwei Drittel zu „Grunde gingen, und gleich durch andre er„setzt wurden. Große Strecken von Gehölzen „und dunkeln Alleen wandelte man plötzlich in „ungeheure Teiche, und diese eben so schnell „wieder in dichte Wälder um, wo man in dem „Augenblicke, da sie angelegt wurden, das Ta„geslicht nicht mehr erblicken konnte. Ich rede „als Augenzeuge von dem, was ich in sechs „Wochen gesehen habe. Hundertmal wurden „die Fontainen und Wasserbecken verändert, die „Behälter für Karpfen mit Vergoldungen und „den schönsten Malereyen verziert, und wenn „sie kaum fertig waren, wieder umgeändert.

Eine besondre Art von Gebäuden, deren Daseyn Ludwig XIV. eben nicht zur Ehre gereicht, waren die Staatsgefängnisse, welche auch mit jedem Jahre mehr bevölkert wurden. Colbert schreibt ihm darüber sehr ernstlich und ge-

wiß mit Beifall jedes Staatsbürgers, dem seine Freiheit lieb ist: „Unter den vielen Artikeln, „der Ausgabe finde ich auch immer mit Be- „trübniß den für die Staatsgefängnisse. Ich „bitte, Sire, sich vorstellen zu lassen, daß man „ihre Anzahl vermindere, und sie bis auf zwei „oder drei im ganzen Königreiche herabsetze, und „diese nur für wichtige Verbrechen bestimme. „Sollten wohl Ihre Unterthanen auf diese „Weise jedem schlechtdenkenden Minister als ih- „rem Richter überlassen werden dürfen? Gewis- „sen Regierungen mögen sie jetzt noch nöthig „seyn, wie sie es ehemals für Frankreich waren, „um die Gemüther zur Unterwürfigkeit zu ge- „wöhnen. Aber jetzt, da Paris und das ganze „Königreich so großen Antheil an dem Ruhm „Ew. Maj. nehmen, jetzt da man überall nach „dem Grundsatz der Ehre handelt, möchte es „doch rathsamer seyn, die Gefängnisse untersu- „chen zu lassen, und ihre Zahl zu vermindern.“ Als Antwort schrieb Ludwig an den Rand: „Ich will diesen Artikel noch besonders durch- „sehen, wiewohl meine Autorität erfordert, „nichts zu vernachlässigen, wodurch sie aufrecht „erhalten werden kann.“

Sechstes Kapitel.

Ludwig liebt glänzende Feste und Lustbarkeiten, und sucht darin den übrigen Regenten zum Muster zu dienen. Colberts vergebliche Vorstellungen.

Ein Mann von Ludwigs Ruhmbegierde mußte an prächtigen Festen, Aufzügen, und glänzenden Lustbarkeiten aller Art Geschmack finden. Sie verschafften ihm Gelegenheit seine Person mit allen Umgebungen menschlicher Herrlichkeit dem staunenden Volke zu zeigen, und die Augen der Schönheiten auf sich zu ziehen, die er besiegen wollte, oder die zu unterhalten, die er schon besiegt hatte. Ueberdies glaubte er auch durch diese Festlichkeiten das Ansehen der königl. Würde zu heben, und Auswärtigen einen Begriff von seiner Größe beizubringen. Die gewöhnlichen Lustbarkeiten waren Komödien und Opern, Ballets, wobei er in jungen Jahren selbst mittanzte, und das Ringelrennen, wo er oft den Preis davon trug.

Seine Vermählung ward, wie schon oben gedacht, durch eine Menge von Festlichkeiten gefeiert, die Wochenlang ununterbrochen fortdauerten. Nicht weniger glänzend waren sie bei

der Vermählung seines Bruders mit Henriette von England, der Schwester Carls II. Ein paar Jahre hindurch war die berühmte Valiere die Veranlassung, und der Gegenstand der glänzendsten Hoffeste. Im Jahre 1662 ward ihr zu Ehren ein Caroussel, den Thuillerien gegen über gehalten, das in 5 Quadrillen getheilt war. Der König führte die Römer an, sein Bruder die Perser, der Prinz von Condé die Türken, dessen Sohn, der Herzog von Enghien, die Indianer, der Herzog von Guise die Amerikaner.

Noch glänzender war das Caroussel von 1664 zu Versailles, welches bereits Ludwigs Lieblingsaufenthalt geworden war. Der König erschien dabei in Rittertracht mit einem Gefolge von sechshundert Personen, welche von ihm, nebst ihren Leuten, in allem freigehalten wurden: Vor den Rittern gingen nach altem Gebrauche ihre Waffenherolde, Pagen und Stallleute her, die ihre Waffen, Schilde und Sinnsprüche trugen. Der König war auf seiner Kleidung mit allen Diamanten der Krone bedeckt, und sein Pferdezeug schimmerte von Edelgesteinen. Die Königin und dreihundert Damen saßen unter Triumphbogen, um dem Zuge zuzusehen. Aber la Valiere war damals die Einzige, welche die Blicke des Königs auf sich zog.

Auf den Zug von Rittern folgte ein ungeheurer Wagen, der den Sonnenwagen vorstellte, welchem die ehemals berühmten vier Zeitalter, das goldene, silberne, eherne und eiserne, die

vier Jahreszeiten, und die Stunden zu Fuße folgten. Einige Schäfer trugen die Zierrathen der Rennbahn, die man unter Trompeten und Paukenschall aufschlug. Verschiedene Personen vom Gefolge des Sonnenwagens sagten Verse her, die auf die Veranlassung des Festes und auf die Hauptpersonen paßten. Bei Einbruch der Nacht ward der ganze Platz mit 4000 Fakkeln erleuchtet. Mehrere Tafeln welche man aufgestellt hatte, wurden von zweihundert Personen, welche die Jahreszeiten, Waldgötter und Göttinnen, Schäfer, Winzer und Schnitter vorstellten, bedient. Pan und Diana, die Sinnbilder der Felder und Wälder sanken in einer Wolke herab, um die Tafeln mit dem Köstlichsten, was Feld und Wälder hervorbringen, besetzen zu lassen. Vor den Tafeln, welche einen Halbzirkel bildeten, erschien ein Gerüst mit Musikanten durch Maschinerie; über den Tafeln an dem Triumphbogen brannten eine Menge Wachskerzen auf Armleuchtern und der ganze Bezirk war mit einem vergoldeten Gitter eingeschlossen. Diese Spiele währten auf diese Weise 7 Tage lang, und der König trug einmal den Preis davon. Es wurden auch einige Theaterstücke aufgeführt.

Eine Lustbarkeit anderer Art fand späterhin bei Vermählung des Prinzen von Condé mit Mademoiselle von Nantes, einer natürlichen Tochter Ludwigs XIV. von der Montespan, statt, wie man sie ehemals schon bei Mazarin

gese=

gesehen hatte. Nach dem Carousel, welches zu Versailles gehalten wurde, errichtete man zu Marly auf einem Saale, einige Kramladen, welche mit allerlei Kostbarkeiten und Kunstwerken versehen waren, und wieder die vier Jahreszeiten zu Sinnbildern hatten. Im ersten saßen die Montespan und Monsieur: im zweiten die Maintenon und der Herzog von Maine; im dritten, der Bräutigam mit der Frau von Thiange, einer Schwester der Montespan; im vierten die Braut mit der Herzogin von Chevreuse. Die eingeladenen Herren und Damen zogen Loose um die Kostbarkeiten, so daß jeder etwas Ansehnliches gewann.

Gleiche Ausgaben verursachte die Reise, welche der König im Jahre 1670 nach Flandern machte. Der ganze Hof begleitete ihn, so wie die sämmtlichen Haustruppen und Hausoffizianten. Verschiedene Dinge, welche zur Pracht oder zur Bequemlichkeit dienten, wurden mit großen Kosten von Versailles in die Städte transportirt, wo man eine Nacht blieb. In allen eroberten Städten wurden Bälle gegeben, und Feuerwerke abgebrannt, während das Volk unter der Geissel der rohen Französischen Soldaten seufzte, und von ihnen ausgesogen wurde. Man hielt mit eben der Pracht Tafel wie am Hofe. Die vornehmen Damen aus verschiedenen Städten kamen herbei, diese Herrlichkeiten zu besehen, wurden vom Könige zur Tafel gezogen und beschenkt. Auch alle Offiziere der

Besatzung erhielten Geschenke, so daß dem Könige oft ein einziger Tag in solchen Artigkeiten funfzehnhundert Louisdors zu stehen kam, welches damals für eine sehr beträchtliche Summe gelten konnte *).

---

*) Es wird dem Leser keine Langeweile verursachen, hier eine kleine Beschreibung dieser Reise aus der naiven Feder der Madame d'Orleans, einer pfälzischen Prinzessin, zu finden: „Ich habe," schreibt sie, „mich in meinem Leben nicht so divertirt, als auf der Reise, so ich mit unserm sel. Könige (dieser Brief war vier Jahre nach Ludwigs Tode geschrieben) in Flandern gethan, die Königin und meine Dauphine waren noch am Leben. Sobald man in eine Stadt kam, ging jedes nach Haus, hernach in die Komödie, die oft so ridikül war, daß wir uns schier zu krank lachten. Unter andern erinnere ich mich, daß zu Dünkirchen eine Truppe war, so Mitridat spielte. Wie Mitridat mit Monime spielte, entfuhr ihm ein gar wüst Wort, und er drehete sich gegen die Dauphine, und sagte: Madame, ich bitte demüthig um Verzeihung, ich versprach mich. Man kann denken, was das für ein Gelächter gab. Es wurde noch größer, wie der Prinz von Conti, der großen Prinzes ihr Herr (Gemahl), so oben überm Orchester saß, vor Lachen ins Orchester fiel, und weil er sich an den Kordel vom Tuch halten wollte, fiel das Tuch herunter in die Lampen, und brannte an. Man löschte es zwar, aber es blieb ein groß Loch. Die Komödianten kehrten sich an nichts, und spielten immer fort, allein man sahe sie nur durch das Loch. Die Tage, da keine Komödie

Diese Hoffeste dauerten in ihrem höchsten Glanze bis ohngefähr 1686, wo der König von einer tödtlichen Krankheit befallen wurde, und die Maintenon ihm schon viel Geschmack an der Frömmelei beigebracht hatte. Von da an wurden in St. Cyr eine Art geistlicher Festlichkeiten von der Maintenon gegeben, namentlich die biblischen Schauspiele des Racine, Esther und Athalia. Auch das kostete große Summen, und doch konnte es den immer zunehmenden Trübsinn des Königs nicht verscheuchen.

Außer den öftern Festlichkeiten am Hofe, die ungeheure Summen kosteten, verschwendete Ludwig noch eine Menge Geld an die Musterungen, die er zu seinem Vergnügen an verschiedenen Orten des Königreichs über einzelne Truppenkorps hielt, an seine Maitressen, im Spiel, daß er stets hoch spielte, und gespielt wissen wollte, und an seine natürlichen Kinder. Das Wenigste, was ihm am Ende doch am meisten Ruhm im Auslande verschaffte, waren seine

---

war, hatten wir Promenaden und gute Kollations; Summa, es war schier alle Tage etwas Neues. Nach des Königs Nachtessen waren gar schöne Feuerwerke, so die Städte in Flandern machten, recht magnifiq. Alle Menschen waren lustig. Der ganze Hof war allezeit beisammen, und jedermann dachte an nichts als lachen und lustig seyn."

Geschenke und Pensionen an Französische und auswärtige berühmte Gelehrte, damit sie seiner in ihren Schriften rühmlichst gedenken sollten. Voltaire erzählt, daß eine Unterreduug mit dem Herzoge von St. Aignan dazu Veranlassung gegeben habe, der ihm erzählte, daß Richelieu sich dieses Mittels berühmt zu werden mit Erfolg bedient habe. Ludwig befahl sogleich seinen Ministern, Lionne und Colbert, ein Verzeichniß der berühmtesten Gelehrten des In- und Auslandes anzufertigen, das bis zu 60 Personen anwuchs. Alle erhielten Geschenke oder Pensionen, und stimmten dafür sein Lob an. Freilich geschahe das schon im Jahr 1663, als Ludwig noch eben nichts Rühmliches gethan hatte, aber Voltaire sagt: er sey schon im Voraus gewiß überzeugt gewesen, so viel Rühmliches zu thun, daß es den Beguadigten nie an Stoff zu seinem Lobe fehlen würde. Und allerdings gewannen sie auf diese Weise Zeit, sich zu ihrem Geschäft gehörig vorzubereiten, und sich mit der Wahrheit einigermaßen abzufinden.

Diese Ausgaben, zu denen sich noch die Millionen gesellten, welche während seiner ganzen Regierung die ungerechten Kriege zu Land und Wasser erforderten, und die nicht berechnet werden können, wurden durch den langen Aufenthalt des vertriebenen Englischen Königs, Jakobs, in Frankreich, beträchtlich vermehrt. Ludwig wies ihm und seiner Familie das Schlos zu St. Germain zum Aufenthalte an, welches

er mit der größten Pracht und Verschwendung hatte einrichten lassen. Außer beträchtlichen Geschenken an Gold, Silber, Edelgesteinen und kostbaren Zeugen, fand die Königin von England auf ihrer Toilette einen Beutel mit 10,000 Louisdors, und ihr Gemahl erhielt jährlich 600,000 Livres zu seinem Unterhalt. Und was kostete nicht die kurze Rückkehr dieses Königs nach Irrland?

Bei so ungeheuren Ausgaben konnten die jährlichen Einkünfte des Königreichs nicht zureichen; das Volk wurde bis aufs Blut gedrückt, die Wucherer bereichert, und doch wuste sehr oft der erfinderische Colbert nicht einmal Rath zu schaffen. Man nahm schon damals zum Theil die jährlichen Einnahmen voraus. Dieser Minister wagte es, seinem Könige hierüber die Wahrheit zu sagen, aber leider ohne Wirkung. Wir können Ludwigs Gedankenlosigkeit für dieses wichtige Kapitel der Staatsverwaltung nicht besser zeichnen, als wenn wir Colberts Memoire hier im Auszuge geben.

Nachdem er in wenig Worten die Nothwendigkeit seiner dringenden Vorstellungen gezeigt, fährt er fort: „Sie haben viererlei Auf„wand zu machen: 1) für den Seekrieg; 2) für „den Landkrieg; 3) für die auswärtigen Ange„legenheiten; 4) für das Innere und für Ihre „Vergnügungen."

„Der erste und dritte Punkt müssen ohne „Ersparniß bestritten werden; der dritte muß

„bleiben, wiewohl er nach den Zeitpunkten ein-
„geschränkt werden kann. Die vierte Classe aber
„muß mit aller Strenge eingeschränkt werden,
„nach der Regel: bei unnöthigen Dingen spare
„man den Sous; kommt es aber auf Ihren
„Ruhm an, so sind Millionen nicht zu viel."

„Ihre Vergnügungen sind mit dem Auf-
„wand für den Landkrieg so genau verbunden,
„daß sie schwerlich getrennt werden können.
„Wollten Ew. Maj. genau untersuchen, wie
„manchen unnützen Aufwand Sie gemacht ha-
„ben, so würden sie wohl einsehen, daß Ein-
„schränkung Ihres Aufwandes Sie aus Ihrer
„jetzigen Verlegenheit retten könnte. Ich höre,
„daß die 800,000 Livres, welche in den Provin-
„zen für den Mundvorrath geliefert wurden,
„schon ausgegeben seyn sollen, obschon die Trup-
„pen richtig bezahlt worden sind. Hätte man
„die Truppen in ihren Quartieren gelassen, hät-
„ten sie nicht unaufhörlich marschiren müssen,
„so würde man jenes Geld zu Staatsbedürf-
„nissen anwenden können. So höre ich, daß
„4 bis 500,000 Livres Ueberschüsse vom vori-
„gen und von diesem Jahre, auf Musterung,
„Quartiergeld ꝛc. für die Truppen verwendet
„worden sind, welche Ew. Maj. zusammen ge-
„zogen haben."

„Wüßten Ew. Maj. wie viel Unordnung
„diese Truppen auf ihren Märschen in den Pro-
„vinzen anrichten, wie ihrer die Unterthanen
„überdrüssig sind, und daß viele Landleute an

„den Gränzen deshalb auswandern, so würden
„Sie die Nothwendigkeit einsehen, diesem Uebel
„abzuhelfen. Noch mögen Ew. Maj. bedenken,
„daß jetzt die Unterhaltung Ihres Stalles drei-
„mal mehr kostet als sonst, daß die Vermeh-
„rung an Livreen, an Nahrung für Menschen
„und Pferde, an Geschirr und Besoldungen,
„jährlich über 200,000 Livres beträgt. Der Ar-
„tikel der Spiele, sowohl der Ihrigen als der
„Königin, der Feten, großen Tafeln und Lust-
„barkeiten, welche nicht nöthig sind, macht
„mehr als 300,000 Livres aus. Der Aufwand
„auf Hausgeräthe steigt jährlich, so wie die
„Pensionen und Gratifikationen. Der Aufwand
„für Ihre Garde du Korps ist Kompagnieweise
„auf 64,000 Livres erhöhet worden; jede Kom-
„pagnie von den Gensdarmen, Chevauxlegers ꝛc.
„ist auf 100,000 Livres Sold jährlich gesetzt,
„was vorher nicht gewesen ist. Wie oft haben
„Ihre Majestät mit einzelnen Korps Musterun-
„gen angestellt! — Welchen Aufwand hat die
„Verschönerung der Haustruppen verursacht!“

„Zwar habe ich einst selbst zu diesen Mu-
„sterungen gerathen, allein ich konnte nicht glau-
„ben, daß man eine so wichtige Sache einem
„jungen 24jährigen Menschen anvertrauen, und
„das Volk auf eine so unerhörte Weise bedrük-
„ken würde. Einst gab man doch den Klagen
„der Städtedeputirten Gehör, wenn sie sich über
„die Offiziere und Soldaten beschwerten; jetzt
„hat niemand das Herz mehr sich zu beschwe-

„ren; denn wer bisher etwas anbrachte, den „hat man als Schurken und Aufrührer betrach„tet. Das Volk erfuhr diese Schmähungen „aus dem Munde des Mannes, der im Namen „Ew. Majestät spricht. Nie konnte ich glau„ben, daß die Musterungen der Truppen im In„nern des Reichs sogar ein Zeitvertreib für Da„men werden sollten, sondern ich rieth, die Offi„fiziere und Soldaten irgendwo ohne alle Nach„richt zu überraschen und zu mustern, um sie „in Aufmerksamkeit zu erhalten. Kann man „das wohl Musterungen nennen, die diesen Zweck „erfüllen, wenn die Offiziere acht oder vierzehn „Tage voraus wissen, daß sie vor Ew. Maj. er„scheinen sollen?"

„Daß ich von so wichtigen Dingen bisher „geschwiegen habe, ist aus Gründen geschehen, „die Ew. Majestät schon bekannt sind. Dazu „kommen aber noch folgende: 1) Weil ich ge„gen eine Lieblingsneigung Ew. Majestät reden „muß. 2) Weil Ew. Majestät das, was ich „Ihnen neulich über Verweisungen und Verhaf„tungen Ihrer Unterthanen sagte, zwar gut „aufnahmen, aber die Sache nicht abänderten. „3) Weil es mir vorkam, als ob Ew. Majestät „Ihre Vergnügungen und Festlichkeiten allen an„dern Geschäften vorzögen."

„Als ich nemlich Ew. Majestät zu St. Ger„main auf die Nothwendigkeit, Ihre Seemacht „zu verstärken, aufmerksam machte, waren Sie „völlig davon überzeugt. Aber fast in demsel-

„ben Augenblicke wenden Ew. Majestät 200,000 „Livres auf eine Reise nach Versailles, nament- „mentlich 13,000 Pistolen für Ihre und der Kö- „nigin Spielgelder, und 50,000 Livres zu ausser- „ordentlichen Tafeln. Während die Finanzen „immer mehr und mehr in Verfall kommen, ver- „wenden Ew. Majestät auf jede Kompagnie der „Musketairs 100,000 Livres. Dieses Geld müs- „sen die Leute auf ihren Putz wenden, der doch „nichts nutzt; sie nähren sich also mit Güte „oder Gewalt auf Kosten ihrer Wirthe, und die „Orte, wo sie liegen, bezahlen keine Steuern „mehr. Wenn Ew. Majestät diese Sache genau „untersuchen, so werden Sie finden, daß Ihr „Ruhm darunter leidet, und die niedern Offi- „ziere verarmen."

Ludwig las diese Vorstellungen, und ließ es beim Alten: bisweilen schien er die Sache abändern zu wollen; aber manchmal erhielt Colbert charakteristische Antworten, wie folgende: „Ich weiß wie meine Sachen stehen, und was „nöthig ist; ich befehle, und Sie vollziehen. „Mehr verlange ich nicht. Künftig, hoffe ich, „soll es besser gehen; und ich bin überzeugt, „daß Sie es an Ihren Theile nicht werden feh- „len lassen."

Nach solchen Herzensergießungen nahm Colbert gewöhnlich seine Zuflucht wieder zur nöthigen Demuth, bis ihn der Amtseifer aufs neue übereilte. Einst mochte er mündlich zu weit gegangen seyn, und erhielt dafür von Lud-

wig folgende Zurechtweisung: „Ich war vorge-
„stern Herr genug über mich selbst, um mein
„Misvergnügen zu verbergen, daß ein Mann wie
„Sie, den ich mit Wohlthaten überhäuft habe,
„so mit mir redete, wie Sie thaten. Daß ich
„viel Freundschaft für Sie gehabt habe, be-
„weist die Erfahrung, daß ich sie noch habe,
„beweise ich Ihnen dadurch, daß ich gestehe,
„mich, Ihnen zu gefallen, einen Augenblick ge-
„zwungen zu haben, damit Sie nicht noch mehr
„Veranlassung bekämen, mir zu misfallen. —
„Nützen Sie diese Gesinnung, und wagen es
„nicht, mich noch mehr aufzubringen. Habe
„ich einmal Ihre und Ihrer Kollegen Gründe
„angehört, und meine Meinung darüber gesagt,
„so will ich nichts weiter hören. — Habe ich
„einmal einen Ausspruch gethan, so dulte ich
„auch nicht den geringsten Widerspruch."

Natürlich fügte sich auf diese Weise Colbert in die Umstände. Seine Nachfolger konnten nie sein Ansehen erlangen. Sie seufzten und schwiegen, oder schmeichelten, und so gerieth nach und nach das ganze Finanzwesen in die äusserste Verwirrung.

Siebentes Kapitel.

Ludwigs Kriegslust — Ursachen derselben — das Fenster zu Trianon.

Ludwigs Kriegslust ist so erwiesen und bekannt, daß ich bei diesem Kapitel gewiß nicht in Verdacht komme, ihn schlechter dargestellt zu haben, als er war. Es ist nicht zu viel behauptet, daß er alle seine Kriege bis zum Spanischen Successionskriege hätte vermeiden können, wenn er ernstlich gewollt hätte, daß er vielmehr den Krieg gesucht habe. Wenn ein Mensch von Ludwigs sanftem Charakter hart und ungerecht handelt, so ist das etwas widernatürliches, dessen Ursprung nicht in ihm, sondern ausser ihm liegt, wo es durchaus nothwendig ist, die Schuld in den gebieterischen Umständen und den schlechten Menschen die ihn umgeben, aufzusuchen, und Jedem zuzutheilen was auf ihn fällt. Es läßt sich ohne Beschwerde zeigen, daß Ludwig den Krieg lieben mußte, wie es sich im Gegentheil gar nicht würde erklären lassen, wenn er ihn nicht geliebt hätte. Zu Ludwigs Zeiten war die Meinung noch allgemein, daß die höchste Ehre eines Fürsten darin bestehe, daß er sich auswärtigen Mächten furchtbar mache, sein

Reich vergrößere, und andre nicht zu mächtig werden lasse. Alle Bücher welche Ludwig las, es mochten Geschichtbücher oder Romane seyn, priesen diejenigen am höchsten, welche sich wenigstens in der Jugend und in den männlichen Jahren durch Heldenthaten ausgezeichnet hatten. Was Wunder, wenn der unerfahrne Ludwig diesen allgemein für einzig ausgegebnen Weg zum Ruhme bald möglichst zu betreten wünschte? Das weibliche Geschlecht mißt, dem größten Theile nach, seine Gunst nach körperlichen Vorzügen, und zwar weniger nach Schönheit als nach Stärke. Heldenthaten gelten stets, und bei allen Völkern, für Beweise körperlicher Kraft, waren folglich das Mittel sich dem schwachen Geschlechte zu empfehlen. War es ein Wunder, wenn Ludwig, den man schon früh in die Geheimnisse der Lüste eingeweihet hatte, eine Beschäftigung liebte, die ihm die Gunst des weiblichen Geschlechts erwarb. Freilich hat er sich eben nicht durch persönliche Tapferkeit oder Tollkühnheit auszuzeichnen gesucht, wie er es auch nicht nöthig hatte, aber der Geschäftsstyl brachte es doch mit sich, daß man, wenn er bei der Eroberung einer Stadt oder bei einer gewonnenen Schlacht gegenwärtig gewesen war, berichtete: der König hat die Stadt eingenommen, der König hat die Schlacht gewonnen. Wer bekümmerte sich darum, nach den nähern Umständen zu fragen, und den Erfolg gerade dem zuzuschreiben, dem er gebührte. Der große Haufe

pflegt ja, wie bekannt, sein Urtheil nach den Zeitungsberichten zu modifiziren.

Damit ist freilich bei einem Manne von Ludwigs sanftem Charakter noch nicht alles erklärt. Der Krieg erscheint nie anders als mit einem schrecklichen Gefolge, das den bessern Menschen erschüttert, und die damaligen Kriege wurden noch mit großer Barbarei geführt. Ludwig ist von diesem Elend Augenzeuge gewesen, da er mehreren Feldzügen persönlich beiwohnte. Er hat die Thränen der Unglücklichen, die rauchenden Städte und Dörfer gesehen, das Jammergeschrei der Beraubten und Geplünderten, das Winseln und die Flüche der Verstümmelten gehört. Wie kam es, fragt der gutmüthige Leser, der nicht gern verdammt, daß alle diese schrecklichen Auftritte den als mitleidig gepriesenen König nicht vom Kriege abhalten konnten? Setzt das nicht viel natürliche Gefühllosigkeit voraus? Keineswegs. Das war die erkünstelte Gefühllosigkeit, die der fühlende Weltbürger die politische Gefühllosigkeit nennen möchte. „Der „Krieg ist mit alle seinen Schrecklichkeiten ein „unvermeidliches Uebel, wer nicht angreift, wird „angegriffen, allzu langer Friede macht die Un„terthanen rebellisch gegen die Regenten, der „Regent sieht nur aufs Ganze, ohne sich um „die Leiden einzelner zu bekümmern, die Grau„samkeiten, welche wir in Feindes Land begehen, „würde er in den unsrigen ebenfalls begehen.“ Diese und ähnliche Grundsätze wurden Ludwig

von Mazarin, und hernach von dem barbarischen Louvois, für deren Einsichten er große Achtung hegte, von Jugend auf vorgesagt, und umpanzerte sein Herz gegen die Regungen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit, und seines bessern Gefühles. Natürlich wurden durch die lange Reihe von Jahren endlich alle bessere Gefühle unterdrückt. Ludwigs Minister wußten sehr gut, warum sie ihn aus einem Krieg in den andern verwickelten. Sie waren ihm in vielfacher Rücksicht unentbehrlicher im Kriege, als sie es je im Frieden bei ihrer verachtungswürdigen Einseitigkeit hätten werden können, ja sie fürchteten im Frieden seine Aufsicht, und da nun wendeten sie eben seine Aufmerksamkeit immer von sich auf etwas, das ihn ausschließlich beschäftigte. Louvois hat treulich gesorgt, daß es der Nachwelt bekannt würde, daß Ludwig Mitleiden, und er den Abscheu aller fühlenden Menschen verdiente, nemlich durch die Geschichte mit dem Fenster von Trianon. Als nemlich das Schloß von Trianon gebauet wurde, hatte Louvois die Aufsicht über den Bau, und mußte allemal gegenwärtig seyn, wenn der König den Bau besahe, welches oft geschahe. Eines Tages bemerkte Ludwig, daß ein Fenster kleiner sey als die übrigen, und machte Louvois aufmerksam darauf. Louvois behauptete, es sey eben so groß als die übrigen; man stritt sich, der König ließ das Fenster messen, und es fand sich, daß er recht hatte. Ueber diesen hartnäckigen Widerspruch

gab der König in Gegenwart der Arbeiter dem Louvois einen derben Verweis, den er auch verdient hatte. Louvois ging voll Wuth nach Hause, und sagte zu seinen Vertrauten: Ich bin verloren, wenn ich diesem Menschen keine Beschäftigung gebe der über Erbärmlichkeiten ausser sich kommt. Es giebt kein Mittel, als den Krieg, um ihn aus seiner Baulust zu reissen, und bei Gott! er soll Krieg haben, der ihm und mir nothwendig ist. — Die Folge davon war der ungerechte Krieg und die Verwüstung der Pfalz im Jahre 1688.

Je glücklicher Ludwig bei seinen ersten Kriegen war, jemehr er deswegen von seinen Schmeichlern in und ausser Frankreich gepriesen wurde; jemehr er seine Feinde unter sich gedemüthigt sahe, jemehr er in den eroberten Städten Gelegenheit hatte seine Pracht sehen zu lassen, oder die Huldigungen der Ueberwundnen zu empfangen, desto mehr Gefallen fand er an dem Kriege, desto mehr gleitete sein Blick über das Unglück hinweg, und faßte blos das Angenehme auf. So ward der Krieg im buchstäblichen Sinne des Worts eine Unterhaltung für ihn, die er nicht gern entbehren mochte.

Immer also Schwäche, nicht Freude am Bösen. Man wird sich freilich hierbei an seine unsinnige Wiederrufung des Edikts von Nantes und die blutige Verfolgung der Hugenotten erinnern, um einen ziemlichen Grad von Härte in seinem Charakter zu finden. Aber ge-

rade diese Verfolgung ist der stärkste Beweis für seine Schwäche. Man hatte ihn überredet, daß er sich bei Gott kein größres Verdienst erwerben könnte, als wenn er die Hugenotten selbst mit den größten Qualen zwänge, wieder in den Schoos der Kirche zurückzukehren, in welcher man allein selig werden könnte, oder sie zum Auswandern nöthigte, damit das Gift ihrer Ketzerei die rechtgläubigen Seelen nicht ansteckte. Dazu kam noch die artige Vorstellung, die, wie man sagt, aus dem Kopfe der Maintenon entsprang, daß der König seine Sünden mit der Montespan, einer verheiratheten Frau, deren rechtmäßigen Gemahl er exilirt hatte, nicht gewisser wieder gut machen könnte, als wenn er die vielen Tausende von Hugenotten wieder in den Schoos der Kirche zurückführte.

Achtes Kapitel.

Ludwigs Neugierde — Ursachen derselben — Inquisitionskommission — Brieferbrechen — Spione im Auslande — Folgen davon.

Wir würden bei diesem Charakterzuge uns weniger verweilen, wenn ihn Ludwig nicht in höhern Grade, als gewöhnliche Menschen besessen, und nur auf dem gewöhnlichen Wege zu befriedigen gesucht hätte. Allein, da gerade diese

Nei-

Neigung stark bei ihm war, so tief in sein Regierungssystem eingriff, und auf das Wohl und Weh vieler Tausende Einfluß hatte, so müssen wir der Beschreibung ihrer Aeusserungen schon einige Seiten widmen.

Daß diese Neigung bei ihm so stark war, scheint vornehmlich in seinem frühen Umgange mit dem weiblichen Geschlecht und in dem Verhältnisse zu liegen, in welchem er sich während seiner Minderjährigkeit gegen den Staat befand. Es ist schon oben erwähnt worden, daß man ihm absichtlich in seiner Jugend nur immer weiblichen Umgang gab, damit er sich mehr mit Kleinigk.iten abgäbe, als um Regierungsgeschäfte bekümmerte, damit er weder gegen seine Mutter, noch gegen Mazarin sein eignes Gewicht fühlen lernte. Seine Gesellschaft unterhielt ihn gewöhnlich mit den verliebten Intriguen des Hofs, amusirte ihn mit Geschichtchen, die darauf Bezug hatten, und lehrte ihn dergleichen anspinnen. Der Witz, mit welchem man sich bemühete, ihm die geschehenen Thorheiten oder Galanterien, die innern Verhältnisse der Familien aufzutischen, ließ ihn Geschmack an dieser Beschäftigung finden. Als er König ward, blieb dieser Geschmack so lebhaft, daß er eine Menge Leute hatte, die ihm berichteten, was an öffentlichen Orten, in Privathäusern, in Gesellschaften vorging; besonders die Liebschaften junger Leute, die Ausschweifungen und Galanterien der Verheiratheten. Die Zuträger waren verschie-

dener Art. Einige wußten gar nicht, daß die Berichte, welche sie andern gaben, zur Kenntniß des Königs kämen; andre schrieben gerade zu auf Wegen, die ihnen vorgeschrieben waren; einige hatten sogar geheime Audienzen. Es ließen sich dazu Leute von allen Ständen und Fakultäten, von den höchsten bis zu den niedrigsten herab, gebrauchen.

Doch würde dieses vielleicht im Ganzen eine ziemlich unschädliche Neigung geblieben seyn, wenn er nicht bereits in seiner frühen Jugend den politischen Werth geheimer Nachrichten hätte kennen lernen. Mazarin hatte sich zu seiner Selbsterhaltung und zu Bekämpfung der furchtbaren Fronde keiner bessern Waffen bedienen können, als der Intriguen und geheimen Partheiverwirrungen; er hatte ihnen allein den Sieg zu verdanken, und erhielt durch sie allein, so lange er lebte, sein Uebergewicht, und das Ansehen des Königs gegen die Widerspenstigen. Dazu wurden geheime Nachrichten erfordert, und es war nöthig, um sie regelmäßig zu haben, ein ordentliches System einzuführen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß er die Erhaltung und Verbesserung eines solchen Ausspähungssystems Ludwig als eine nothwendige Bedingung, sich in unumschränkter Herrschaft gegen die Nation und ihre Großen zu erhalten, vorgestellt hat; und die Erfahrung hat es bewiesen, daß der Saame seiner Lehren auf einen empfänglichen und wohl vorbereiteten Boden ge-

fallen war. Denn unter Ludwig kam das Ausspähungssystem in Frankreich zu einer Vollkommenheit, wie in keinem andern Reiche der Erde. Dahin gehöret zuerst die Inquisitionskommission im Innern von Paris, deren Oberhaupt der Polizei-Lieutenant war. Dieser warb mit einem Theile der zu geheimen Ausgaben bestimmten Gelder in allen Ständen Leute an, welche an öffentlichen Orten umherschlichen, und sich in jede Art von Gesellschaft mischten, um zu sehen, zu hören und zu berichten, was vorging. Das waren verarmte Offiziere, Akademisten, Handwerker, Künstler, Leute ohne alle Beschäftigung, Spieler, öffentliche Weibsbilder ꝛc. Ihre Bemühungen wurden nach Maßgabe der Wichtigkeit ihrer Dienste belohnt. — Noch schändlicher war die Postinquisition. Es dauerte einige Jahre, ehe man wußte, daß der König durch den Weg des Brieferbrechens so genaue Nachrichten von Allem habe, bis man endlich der Sache auf den Grund kam. Auf dem Oberpostamte wurden nemlich alle Briefe von einiger Bedeutung eröffnet, und dem Könige täglich Auszüge davon vorgelegt. Schon an und für sich konnte auf diese Weise ein unschuldiger Scherz seinen Urheber ins Verderben stürzen, und Dinge verrathen werden, welche niemand auf der Welt zu wissen brauchte oder wissen sollte; aber noch gefährlicher wurden sie, da man sie nur Auszugsweise übergab, und also etwas unterschieben konnte, um jemand, den man haßte

unglücklich zu machen. In der That wurden auch viele Menschen um eines einzigen Worts willen ins Verderben gestürzt. Die Minister, namentlich Louvois, benutzten dieses schändliche Mittel, entweder den bejahrten König zu unterhalten, oder sie gewannen den Postmeister, und setzten die wöchentlichen Postberichte nach ihren Absichten auf, um die, welche sie haßten, zu stürzen. Die geheime Kommission im Auslande. Ludwig schickte Leute ohne öffentlichen Charakter an alle Europäische Höfe, um an denselben auf alle Umstände aufmerksam zu seyn, welche den König interessiren konnten, um das Betragen der Gesandten zu beobachten, ihre Berichte mit den geheimen zu vergleichen, und auf diese Weise einen durch den andern in Aufmerksamkeit zu erhalten. Es wurden dazu nicht blos Leute von Stande, sondern geringere Personen, besonders viele Tanzmeister, Sprach- und Fechtmeister gebraucht. Auf diese Weise schwebte der rechtschaffenste Minister in steter Gefahr, verkannt und unschuldig verdammt zu werden.

Wenn Ludwig manche Notiz erhielt, welche er sonst nicht erhalten konte, so überstieg der Schade doch bei weitem den Nutzen. Im Ganzen wurde der König dadurch in dem Mistrauen gegen seine Diener und Unterthanen, das ohnedieß schon stark genug bei ihm war, noch mehr bestärkt, und da er am Ende niemand mehr traute, so schwebte er in Gefahr immer

Unrecht zu thun. Dieses zeigte sich, wenn jemand um eine Gunst, Amt ꝛc. anhielt. Da schlug er oft dem besten Menschen etwas ab, ohne daß dieser sich die Ursache erklären konnte. Entweder erinnerte ihn sein sehr treues Gedächtniß an das etwa, was ihm seine Spions oder die Postbeamten rapportirt hatten, oder, wenn er sich nicht genau besinnen konnte, so wußte er doch, daß man irgend einmal etwas zum Nachtheile des Bittenden vorgebracht habe, und das reichte hin, das Gesuch abzuschlagen. Dann gab er selbst den nachdrücklichsten Vorstellungen eines Ministers, Generals oder Beichtvaters kein Gehör, sondern antwortete: er wisse zwar nicht mehr, was ihm von dem Menschen erzählt worden, allein es sey doch sicher, die Stelle einem andern zu geben, gegen den er gar nichts habe. Es wurden ferner dadurch Dinge an den Tag gebracht, welche als Privatgeheimnisse zu Niemandes als der interessirten Personen Kenntniß kommen durften; es entstanden Zwistigkeiten unter vertrauten Freunden, die nicht wissen konnen, wie ihre Geheimnisse errathen worden waren, und also gegen einander selbst Verdacht schöpften; es entstanden lästige Einmischungen in Familienangelegenheiten von Seiten derer, die sich auf die königliche Macht stützten, oder vom Könige selbst, der sich gar zu gern in die Liebeshändel von Privatpersonen oder Hofleuten mischte. So vertrauete ihm z. E. einst eine liederliche Dame,

welche, während daß ihr Mann zu Felde war, Ehebruch getrieben und schwanger geworden war, ihre Schande an, belegte sie mit dem Namen ihrer Schwachheit, und bat um den königlichen Schutz. Anstatt diese Eheleute sich selbst zu überlassen, befahl der König dem Kriegsminister, den Offizier, der gern den Winter über in seinem Hause zugebracht hätte, auch nicht einen Tag aus dem Lager zu lassen, bis die Schwangerschaft vorüber war. — Das Brieferbrechen äusserte endlich die traurigsten Wirkungen auf alle die, welche als Freunde in weiter Entfernung von einander lebten, und sich auf keine Weise als durch Briefe ihre gegenseitigen Angelegenheiten anvertrauen konnten. Es verbreitete sich auf diese Weise Mismuth und Unzufriedenheit durch alle Stände. Was die Wahrheit der Nachrichten durch Spions anbetrift, so ließ sich diese billig in Zweifel ziehen. Leute, die sich aus Gewinnsucht von Einem brauchen lassen, verkaufen sich leicht einem Andern, der sie besser bezahlt, und liefern doch endlich nur die Nachrichten, die ihrem Vortheil am angemessensten sind, oder handeln aus Rachsucht. Man darf sich daher gar nicht wundern, daß Ludwig so oft mit schlechten oder unfähigen Dienern umgeben war. Die Rechtschaffnen trugen Bedenken, sich in einem Dienste aufzuopfern, wo sie jeden Augenblick in Gefahr waren, von einem Schurken verrathen zu werden.

Hier noch einen Zug von der Geduld, welche Ludwig bei seinen Ausspähungen bewies. Der Pater la Tour war General des Ordens vom Oratorium und des Jansenismus verdächtig, also einer Sache, welche der König auf Antrieb der Jesuiten tödtlich haßte, ohne die Lehrsätze der Jansenisten und Molinisten zu verstehen. Diesen la Tour, der die öffentliche Achtung genoß, suchten die Jesuiten zu wiederholten Malen beim Könige zu verderben, der aber immer auf ihre Forderungen keine beifällige Antwort gab. Als sie ihm eines Tages stärker als gewöhnlich zusetzten, gebot er ihnen mit Heftigkeit Stillschweigen. „Ich lasse ihn," sagte er, „schon seit zwei Jahren beobachten, ohne daß „ich noch etwas erfahren hätte, was ihm zum „Vorwurfe gereichen könnte. Entweder er muß „tugendhafter seyn als man mir sagt, oder klüger als wir. Man rede also nicht mehr von „ihm." Es giebt wenig Antworten, welche die ganze Gesinnung dessen, der sie giebt, so charakterisiren wie diese, wenn man sie genau betrachtet.

Neuntes Kapitel.

Ludwigs Liebschaften — la Valiere, Montespan, Maintenon.

Es wäre für Ludwigs Geisteskräfte und für das unglückliche Frankreich besser gewesen, wenn er seiner guten Gemahlin die eheliche Treue gehalten, oder dafern dieß zuviel verlangt seyn sollte, sich bei seinen Unregelmäßigkeiten gewisse Gesetze vorgeschrieben hätte. Allein es hat nicht leicht einen ausschweifendern Mann gegeben, um dessen Gunst sich das weibliche Geschlecht so eifrig beworben, und der sich bei seinen Neigungen so wenig Zwang angethan hätte als ihn. Sein Leben von seiner frühen Jugend an bis in sein Alter war eine Kette ununterbrochner Ausschweifungen.

Er ward sehr frühzeitig von einer gewissen Beuvais, einem unansehnlichen einäugigen Geschöpfe, in die Geheimnisse der Lüste eingeweiht. Die Königin Mutter wußte es, aber sie ließ es zu — weil für sie davon nichts zu befürchten war, und sie die ganze Sache als ein Kinderspiel betrachtete. Seit dieser Zeit flog er von einer Debauche zur andern, und die Gegenstände wa-

ren ihm dem Stande und der Moralität nach ziemlich gleichgültig, wenn sie nur seine gereizte Sinnlichkeit befriedigten. In der Reihe seiner Liebschaften glänzen nicht blos Damen und Jungfrauen von Qualität, sondern es mischten sich Aufwärterinnen, Blumenmädchen, Schauspielerinnen, Kammermägde ꝛc. hinein. Die Herzogin Charlotte von Orleans, eine Pfälzische Prinzessin, sagt sogar in einem ihrer Briefe: „Der König und Monsieur sel. (Bruder des Königs) waren von Kindheit an gewohnt, schmuzige Häuser zu sehen, daß sie meinten, es müsse so seyn, aber an ihren Personen waren sie sehr propre.“ Und in einem andern Briefe: „Der sel. König war galant, aber auch debauchirt; alles war ihm gut, wenn es nur Weibsleute waren.“

Wir würden glauben die Zeit unnütz zu verlieren, wenn wir seine bekannt gewordenen Liebschaften der Reihe nach erzählen wollten; wir begnügen uns nur mit einigen allgemeinen Bemerkungen, um bei zwei ernsthaften und folgenreichen, der Montespan und Maintenon, zu verweilen. In ziemlich kurzen Zeiträumen folgten auf einander die obengenannte Beuvais, ein paar Niecen des Kardinals Mazarin, das Fräulein von Argencour, die Fontange, die Valiere, die Laval, Lude, Chausseraye und des Oillets. Einige von ihnen liebten ihn wirklich, namentlich die Lude, die Fontange und la Valiere; aber gerade diese konnten seine Neigung am wenigsten fesseln, weil sie sich nur durch

Gutherzigkeit nicht aber durch Witz oder Künste der Wollust auszeichneten. Die übrigen ergaben sich ihm aus Stolz oder Wollust, aber bei diesen fand er wieder sein Glück nicht, weil er ihnen nicht traute. Am meisten fand er sich bei der Argencour gedemüthigt, die ihn geraume Zeit als Anbeter schmachten ließ, während daß sie mit seinem Kammerdiener auf einen sehr vertraulichen Fuß lebte. Uebrigens führte Ludwig unter diesem Weiberhaufen ein sehr unruhiges Leben. Tagtäglich spielte eine der andern Ränke, um sie zu verdrängen, und beide Theile riefen dann den König am Ende zum Schiedsrichteramt, welches weder eine leichte noch angenehme Beschäftigung war. Denn sie verläumdeten einander wechselsweise, gaben sich gegenseitig die häßlichsten Handlungen und Ausschweifungen schuld; ja öfters gelang es einer, dem Könige einzubilden, daß die Kinder nicht von ihm wären, die man für die Seinigen ausgegeben hätte.

Von diesen Zänkereien war die Valiere, deren Namen wir zwar unter den vorübergehenden Liebschaften aufführen mußten, die aber an einem so verdorbenen Hofe eine auffallende Ausnahme macht, vollkommen frei, und so über die gewöhnliche Maitressenart erhoben, daß wir etwas bei ihr verweilen müssen, wäre es auch nur um Ludwigs Charakter für einen solchen Fall desto unzweideutiger erscheinen zu lassen. Nach den Berichten der Zeitgenossen war sie sehr schön von Gesicht und Wuchs, hatte

einen überaus sanften und rechtschaffnen Charakter, und eine Bescheidenheit, welche nie vergaß, daß sie ihr Ansehen ihrer Schwachheit zu verdanken hatte. Selbst zu den Zeiten wo sie des höchsten Glanzes genoß, vergaß sie die Ehrerbietung nicht, welche sie der rechtmäßigen Gemahlin Ludwigs und der ganzen königlichen Familie schuldig war. Wenn sie mit der Königin zusammen war, zeigte ihr Gesicht die Beschämung über das Verhältniß, in welcher sie Ludwig gegen seine Gemahlin gesetzt hatte, so, daß die Königin sie recht herzlich liebte. Dabei war sie durchaus uneigennützig und schadete niemand, sondern liebte den König so rein und aufrichtig, wie sie ihn als Privatmann geliebt haben würde. Sie erzeugte mehrere Kinder mit ihm, die nachher legitimirt wurden.

Sie ward von der Montespan, einer Frau von blendender Schönheit, aus dem Herzen des Königs verdrängt, und zwar durch die Verläumdung, daß sie sich gegen den Herzog von Montespan unanständige Freiheiten erlaubt hätte, welches aber durchaus ungegründet war. Die gute Valiere, ob sie gleich bemerkte, daß Ludwig immer kälter gegen sie wurde, und ihr zum Trotz seine Aufmerksamkeit gegen die Montespan verdoppelte, ertrug sie doch seine Launen mit großer Gedult, ohne ihm Vorwürfe zu machen und die Montespan zu schmähen. Ja sie bezeugte gegen dieses Weib die Herablassung, (man kann diesen Ausdruck von einer so reinen

gegen eine so schmutzige Seele gebrauchen), daß sie in das Begehren derselben willigte, ihren Kopfputz und Anzug mit ordnen zu helfen, und dieses zwei Jahr ohne Murren zu thun.

Allein gegen Leute, wie Ludwig und die Montespan, half alle Gedult nichts, sondern erbitterte sie nur. Der schlechte Mensch erträgt stets mit Widerwillen die Ruhe des bessern. Die Montespan mishandelte die arme Valiere öffentlich, lachte sie in jeder Gesellschaft aus, oder machte sie hinter dem Rücken lächerlich. Gegen den König wußte sie alles, was Valiere that, ins Abgeschmackte zu drehen, und endlich ihn sogar zu überreden, der Graf von Vermandois den er mit der Valiere erzeugt hatte, sey nicht sein sondern des Herzogs von Lausun Sohn. Das tilgte in des Königs stolzen Herzen nicht nur jeden Funken von Liebe gegen die Unglückliche, sondern es verleitete ihn zu grausamen Mishandlungen. Als diese immer drückender wurden, beklagte sie sich gegen ihn über seine Flatterhaftigkeit, allein er antwortete ihr fürs erste ganz kalt: er sey aufrichtig genug, ihr aus seiner Liebe gegen die Montespan kein Geheimniß zu machen, und dann würde sie wohl wissen, daß ein König von seinem Charakter sich keinen Zwang anthun lasse. Sie schickte ihm darauf ein Gedicht zu, das aus einem liebenden Herzen geflossen war; aber es brachte bei Ludwig keine andere Wirkung hervor, als die Complaisance, dasselbe zu loben und der Ver-

fasserin seine Hochachtung zu versichern. Welch ein trauriges Kompliment von einem Manne, der sich von der Montespan zu einer so unedeln Handlung verleiten lassen konnte wie die Herzogin von Orleans von ihm erzählt. Er mußte die Zimmer der Valiere passiren, wenn er die Montespan besuchte. Bei einem solchen Durchgange warf er einst sein kleines spanisches Hündchen der Valiere in den Schoos, und rief: „Solche Gesellschaft ist gut genug für Sie.“

Dergleichen niedrige Züge empören den geduldigsten Charakter, und la Valiere beschloß in das Karmeliter-Nonnenkloster zu gehen, wo sie sich freiwillig der strengsten Lebensart unterwarf. Rührend ists in den Briefen der Herzogin von Orleans ihre Einkleidung als Nonne zu lesen: „Es rührte mich,“ schreibt sie, „so „sehr, das angenehme Weib diese Resolution „fassen zu sehen, daß, wie man sie unter das „Todtentuch legte (ein Gebrauch, welcher an„deuten soll, daß die einzuweihende Person „der Welt abstirbt) fing ich so bitterlich an zu „weinen, daß ich mich nicht mehr konnte sehen „lassen. Wie die Ceremonie aus war, kam sie „zu mir, tröstete mich und sagte: Ich sollte „mich mehr erfreuen als sie beweinen, denn sie „nun anfinge glücklich zu werden, Sie würde „in ihren Leben die Gnade und Freundschaft „nicht vergessen, so ich ihr erwiesen, welches „sie ja nie bei mir verdient hätte. Kurz darauf „ging ich wieder zu ihr, ich war curieus zu

„wissen, warum sie bei der Montespan so lange „als eine Suivante geblieben wäre? Gott," sagte sie, „habe ihr Herz gerührt, ihr ihre „Sünde zu erkennen gegeben, so hätte sie ge„dacht, sie müsse Buße thun, also leiden was „ihr am schmerzlichsten gewesen, des Königs „Herz zu theilen, und von ihm verachtet zu „werden. In den drei Jahren nach des Kö„nigs Liebe, hätte sie wie eine verdammte Seele „gelitten, und Gott alle ihre Schmerzen ge„opfert für ihre begangenen Sünden; denn „wie ihre Sünde öffentlich gewesen, so hätte „auch ihre Pönitenz öffentlich seyn müssen. Daß „man sie für eine Thörin gehalten, welche nichts „merkte, wäre auch mit Fleiß geschehen, denn „in der Zeit hätte sie am meisten gelitten, bis „Gott ihr endlich in den Sinn gegeben, alles „zu verlassen und ihm allein zu dienen, welches „sie auch gethan. Aber durch ihre Laster wäre „sie auch nicht würdig bei so reinen und from„men Seelen zu leben, als die andern Karme„literinnen wären. Man sahe, daß ihr dieß „von ganzer Seele ging." Sie hatte sich fest vorgenommen, Ludwigs Anblick zu vermeiden, wenn er je das Kloster besuchen sollte; aber er kam nie dahin. Die Königin im Gegentheil, deren Hochachtung gegen sie durch den Nonnenhabit noch vermehrt worden war, besuchte sie öfters im Kloster, und verlangte, daß sie sich als Herzogin in ihrer Gegenwart niedersetzen sollte. Aber sie that es nie, sondern antwor-

tete: „Ich bin Nonne, und darf nichts weiter seyn.“ Als sie den Tod ihres Sohnes, des Grafen von Vermandois, erfuhr, sagte sie tief gerührt: „Also muß ich um seinen Tod weinen, ehe ich noch aufgehört habe, seine Geburt zu beweinen.“ Sie lebte 33 Jahre in ihrem Kloster, und starb im Junius 1710. in einem Alter von 66 Jahren. Wie Ludwig sich bei der Nachricht von ihrem Tode benommen habe ist mir nicht bekannt. Die wenigen Worte indessen, welche die Herzogin in einem Briefe sich entfallen läßt, geben ohngefähr die Haltung an, welche Ludwig genommen haben mag: „der König hat die Valiere vergessen, als wenn er sie in seinem Leben weder gekannt noch gesehen hätte.“

Das Entgegengesetzte hebt das Gute. Wir hoffen unsre Leser am besten in den Stand zu setzen, der Montespan zu geben was ihr gebührt, wenn wir sie unmittelbar nach der Valiere aufführen. Alle Berichte stimmen darin überein, daß sie eine überaus schöne und gutgewachsene Person gewesen sei, aber auch überaus zänkisch, und spottsüchtig. „Sie war, schreibt die Her„zogin von Orleans, weisser als die Valiere, „hatte einen großen Eclat, schönen Mund und „Zähne, allein sie sahe so frech aus, und man „sahe ihr im Gesicht an, was sie im Schilde „führte. Sie hatte schöne blonde Haare, schö„ne Hände und Arme, das hatte die Valiere „nicht so, aber sie war gar sauber, und die

„Montespan ein schmuziger Geselle. Sie war „noch mehr ambitieuse als debauchirt, aber bös „wie der Teufel, es war ihr nichts zu viel, um „ihre Ambition zu vollführen, darauf ging al„les. Sie hatte vielen Verstand in den Augen, „und ein sehr angenehmes Lachen, war sehr di„vertissant und possirlich, und die Zeit konnte „einem nicht lange bei ihr währen. Sie lachte „alle Menschen aus." Noch bringt sie einen Zug an, der eine Maitresse von solcher Qualität ziemlich charakterisirt. „Sie und ihre Toch„ter konnten brav schöppeln (trinken) ohne einen „Augenblick voll zu werden. Ich habe sie, ohne „was sie sonst getrunken, sechs Vasaden vom „stärksten Tournier-Rosolis trinken sehen; meinte, „sie würde unter die Tafel fallen, aber es war „wie ein Trunk Wasser."

Diese Frau war eine geborne Rochechauert und mit dem Marquis von Montespan vermählt, dem es an Ludwigs Hofe mehr gefiel als auf seinen Gütern. Der König bemerkte bald die ausnehmende Schönheit der Marquise, und machte es ihr bemerklich. War es noch ein Rest von Tugend, oder nur tiefe Verstellung, sie rieth ihrem Manne nach Guienne zurückzukehren, um Ludwigs Nachstellungen zu entgehen. Er hatte aber allzuviel Vorliebe für das freie Hofleben, oder einen allzustarken Theil von Vertrauen auf seine Person und die Tugend seiner Frau, und schlug ihre Bitte ab. Dafür strafte sie ihn, daß sie sich dem Könige

Preis

Preis gab, und erklärte Maitresse wurde. Nun tobte und wüthete ihr Gemahl, redete ziemlich leichtfertig vom Könige, nannte die Sache bei ihrem wahren Namen, und beging sogar die Thorheit für seine Frau als Witwer Trauer anzulegen. Dafür ward er eine Zeit lang in die Bastille gesteckt. Um bei seinen fortdauernden Beschwerden nicht verwiesen zu werden, verlängerte er einen Proceß, den er führte, konnte aber endlich doch nicht verhindern, daß der König durch eine Cabinetsordre den Prozeß zu endigen befahl, und ihn nun ohne weiteres nach Guienne verwies (1678). Ludwig schrieb noch vor dieser Machthandlung an Colbert, der sich ungern mit einer solchen Sache befaßte: „Ich „habe bei meiner Abreise Ihnen zu sagen vergessen, daß es rathsam seyn möchte, den Herrn „von Montespan, der sich in Paris befindet, „genau zu beobachten, weil er ein wunderlicher „Kopf und der ärgsten Thorheiten fähig ist. „Lassen Sie daher genau Acht geben, was er „macht, wen er am meisten besucht, welche Re„den er führt. Mit einem Wort, suchen Sie „alles, was ihn angeht, so genau als möglich „zu erfahren, und wenn Sie etwas erhebliches „finden, so melden Sie es mir."

Seitdem die Marquise von Montespan Ludwigs erklärte Maitresse war, legte sie das Wappen und die Livree ihres Mannes ab, und führte wieder das Wappen des Hauses Rochechouert; ihr Widerwille gegen ihren Mann erstreckte sich

sogar bis auf den Sohn, den sie mit ihm gezeugt hatte. Von dieser Zeit an ward das Haus dieser Frau der Sammelplatz des Hofs, der Vergnügungen, des Glücks und der Intriguen des Witzes und der Lästerungen, wozu ihre beiden eben so geistreichen Schwestern, die Frau von Foulevrault und von Thiange nicht wenig beitrugen. Man fing nach und nach an dieses Haus wegen des beißenden Witzes so zu fürchten, daß man nicht gern mehr bei den Fenstern desselben vorüber ging, besonders wenn der König gegenwärtig war. Denn um ihn zu belustigen, schonte die Zunge der Montespan niemand. Man pflegte zu sagen, wer vorüber gehe, müsse Spitzruthen laufen. Das Aergerniß dieses doppelten Ehebruchs fiel damals, sagt Duclos, ganz außerordentlich auf. Aber Ludwig, der bisher seine Liebschaft mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt hatte, scheute nichts mehr. Der Hof wurde bei der neuen Favoritin gehalten, sogar bei der ersten Niederkunft beobachtete man nichts Geheimnißvolles mehr. Wenn der König zu Felde ging, oder die Gränzstädte besuchte, so saß er mit der Königin, mit la Valiere und Montespan in einem Wagen. Das Volk strömte dann in Menge herbei, um, wie man sagte, die drei Königinnen zu sehen. Die Feste welche der Montespan gegeben wurden, kosteten ungeheure Summen. Sie hatte Wache von der Garde du Corps vor ihrem Zimmer, weil der König stets bei ihr war, und

auch mit seinen Ministern bei ihr arbeitete. Ja sogar wenn sie ausfuhr, begleitete sie eine Wache, aus Furcht, daß ihr Mann sie einmal öffentlich beschimpfte, wie er ihr gedrohet hatte. Bei einer Revue begegnete ihr dieses, ohne daß die Wachen es verhindern konnten. Als sie nemlich bei den Deutschen Truppen vorüber fuhr, belegten diese sie ganz laut, mit dem Titel, den man bei uns einem Frauenzimmer giebt, das seine Unschuld verloren hat. Abends fragte sie der König, wie sie die Revüe gefunden hätte? „Ganz vortreflich, erwiederte sie, nur finde ich, „daß die Deutschen ein wenig zu naiv sind, und „jede Sache mit ihrem wahren Namen belegen. „Ich habe mir ihre Ausdrücke von mir erklä„ren lassen.“ Im Vorbeigehen wollen wir bemerken, daß sie als solche die Erfinderin der Reifröcke ist, deren sich späterhin geraume Zeit die ehrlichsten Weiber allgemein bedienten, ohne sich um den ursprünglichen Zweck derselben zu bekümmern.

Diese Person wußte allerdings den Geist des Königs wie seine Sinnlichkeit zu befriedigen; aber sie machte ihm auch durch ihren Stolz und durch ihre Zanksucht, tausend unangenehme Stunden. War er ihrer eine Zeit lang überdrüssig, so wußte sie schon die sichersten Mittel, ihn wieder an sich zu ziehen, und zum Spiel ihrer Launen zu machen, so, daß er bei ihr die besten Kräfte seines Geistes und Körpers verschwendete, und sie in dem Wahne bestärkte,

er werde sich nie von ihr zu trennen im Stande seyn. Die Zuneigung Ludwigs gegen die mit ihr erzeugten Kinder vermehrte vielleicht noch die Meinung von ihrer Unentbehrlichkeit, und machte, daß sie sich gegen die ganze königliche Familie mit einem Stolze betrug, der Alle heimlich empörte, wenn sie sich auch äußerlich vor demselben beugten. Die Königin durfte sie freilich nicht ins Gesicht beleidigen, aber sie ließ derselben doch so oft ihr Uebergewicht so fühlen, daß jene einst im Verdruß ausrief: diese . . . . . wird mich noch ums Leben bringen.

Aber sie bereitete sich selbst den Untergang. Obgleich Ludwig durch seine Sinnlichkeit gefesselt, ihren Eigensinn und Stolz mit scheinbarer Gedult ertragen hatte, so war er doch, wie wir schon gesehen haben, selbst allzustolz, als daß er ihre Thorheiten ohne heftigen Widerwillen hätte dulten können, und es ist gewiß, daß er ihr eben so schnell als andern den Abschied gegeben haben würde, wenn ihn eine andre in dem Maße hätte befriedigen können, wie die Montespan. Bei zunehmenden Jahren und noch schneller zunehmenden Schwäche, machte ihr Betragen immer mehr einen widerlichen Eindruck auf den König, wozu auch wohl die Sättigung das Ihrige beitrug. Er wurde mürrischer, sie zanksüchtiger, und so fingen beide an einander lästig zu werden. Von Seiten der Montespan erforderte es die Klugheit ihn nicht ganz zu erbittern; oder sich von ihm zu trennen; desto

emsiger suchte sie eine Person, welche ihr die Last der täglichen Unterhaltung zum Theil abnehmen konnte, und doch nicht im Stande wäre, ihr beim Könige gefährlich zu werden.

Beide Forderungen schien die berühmte Maintenon, die Gouvernante ihrer mit Ludwig erzeugten unehelichen Kinder, zu vereinigen. Sie hatte Bildung genug, um den König angenehm zu unterhalten, und war doch schon in dem Alter, in welchem das weibliche Geschlecht in der Regel keine bedeutenden Eroberungen mehr macht, nemlich in den funfziger Jahren, also noch einige Jahre älter als Ludwig. Da diese Frau in dem letzten Akte von Ludwigs Leben eine so bedeutende Rolle gespielt hat, und so gar ungleich beurtheilt worden ist, so wollen wir das Merkwürdigste hier anführen, was zu richtiger Beurtheilung ihres Charakters dienen kann.

Franziska d'Aubigné, Marquise von Maintenon, war auf einer der westindischen Inseln geboren, wohin ihre Eltern sich aus Mangel begeben, und in Dürftigkeit gestorben waren. Die Tochter kam auf gut Glück nach Frankreich, konnte aber anfangs nicht höher kommen, als zu dem Amte einer Ausgeberin bei einer alten geizigen Dame, Namens von Renillan, unweit Rochelle. In dem Gefolge dieser Dame kam sie nach Paris, wo sich der berühmte Dichter Scarron, ein sehr verkrüppelter Mann, in sie verliebte und sie heirathete. Bei diesem Manne versammelten sich viele witzige Köpfe

und vornehme Personen vom Hofe. Da er aber in seinen besten Jahren starb, und kein Vermögen hatte, so sank seine Wittwe in eine solche Dürftigkeit zurück, daß sie von Almosen leben mußte. Sie miethete sich ein enges Zimmerchen, wo sie mit einer Magd arbeitete, und sich kümmerlich hinbrachte. Indessen dauerte dieser armselige Zustand nicht gar lange. Einige Bekannte ihres verstorbenen Mannes nahmen sich ihrer an, und brachten sie nach und nach in einige der vornehmsten Häuser, freilich nicht als Gesellschafterin, sondern in den Rang angesehener Hausbedienten, z. E. um zu sehen, ob angespannt sei, ob das Essen fertig sey rc.

In einem dieser Häuser, beim Marschall Albret war es, wo die Marquise von Montespan sie kennen lernte, und bald an ihrer Bescheidenheit, zuvorkommenden Betragen, und angenehmen Unterhaltung Geschmack fand. Sie schlug dieselbe bald darauf dem Könige zur Erziehung ihrer beiden Kinder, des nachmaligen Herzogs von Maine, und der Prinzessin von Condé vor. Als der König in der Folge diese beiden Kinder öffentlich für die Seinigen erkannte, kam die Maintenon mit ihnen an den Hof, und wußte sich dergestalt bei der Montespan einzuschmeicheln, daß der König ihr nicht nur von Zeit zu Zeit auf die Vorstellung der Montespan Geschenke zufließen ließ, sondern ihr auch Geld zum Ankauf des bei Versailles gelegenen Guts Maintenon gab, ob er gleich oft

sagte, daß er sie nicht gut leiden könne, und ihr alles mit Widerwillen gab. Die Montespan plagte sogar den König auch noch um Geld zur Wiederherstellung dieses ziemlich verwilderten Schlosses. Ludwig verweigerte die letztere Forderung standhaft, und da die Marquise demohngeachtet fortfuhr zu bitten, so sagte er voll Unwillen: „Ich habe schon zu viel für „diese Frau gethan, und begreife gar nicht aus „welcher Grille Sie so viel Gefallen an einer „Person finden können, die ich schon so oft ge„beten fortzuschicken. Ich muß es gestehen, „daß sie mir unausstehlich ist, und daß ich ihr „nur unter dem Versprechen noch etwas schen„ken will, daß sie mir nie wieder zu Gesichte „kommt, und ich nie wieder etwas von ihr „höre."

Der Herzog von Maine hinkte stark. Man suchte überall im Königreiche Hülfe, ohne sie zu finden, bis man endlich den Rath erhielt, die Bäder von Barege an ihm zu versuchen. Die Maintenon mußte mit dem Herzoge diese Reise machen, und schrieb fleißig Briefe von dem Befinden des Kranken, welche dem Könige gezeigt wurden, der sie sehr artig fand, und dadurch einen Theil seiner Abneigung gegen die Maintenon ablegte.

Bei ihrer Zurückkunft hatte sie oft Gelegenheit Zeuge von den Zänkereyen zu seyn, die zwischen der Montespan und dem Könige vorfielen. Sie machte dann die Vermittlerin, und

ermahnte besonders die Montespan zur Verträglichkeit. Die Montespan erzählte es dem Könige wieder, und so hatten denn diese Bemühungen bei dem Könige nicht nur den Erfolg, daß er die Maintenon ohne Widerwillen betrachtete, sondern ihr sogar über diesen Punkt sein Vertrauen schenkte, und seine Beschwerden über die Montespan mittheilte. Die Theilnahme, welche sie gegen ihn bewies, die ehrerbietige Höflichkeit, mit welcher sie alles anhörte, die Behutsamkeit, mit welcher sie ihre Antworten gab, und die tugendhaften Gesinnungen, welche sie immer blicken ließ, machten mit jedem Tage einen lebhaftern Eindruck auf Ludwigs Herz. So oft er sich mit der ungestümen Montespan veruneinigt hatte, suchte er bei der Maintenon Ruhe und Aufheiterung, und fand sie allemal. So wurde ihm in nicht allzulanger Zeit eine Frau unentbehrlich, welche er kaum hatte ansehen mögen, und die Montespan fing endlich an zu bemerken, daß sie nicht mehr so ganz unumschränkt über das Herz des Königs herrsche, daß eine Frau ihre Nebenbuhlerin sei, die sie nie als solche gefürchtet hatte. Nun griff sie ohne Zeiverlust zu den Waffen der Selbstvertheidigung erzählte dem Könige und jedermann die vormalige Lebensart der Wittwe Scarron, und schmükte ihre Beschuldigungen mit sehr abentheuerlichen Anekdoten aus. Aber die Beschuldigungen kamen jetzt zu spät. Der König kannte die Montespan bereits als eine Person,

welche nicht eben die Wahrheit liebte, und ihn selbst tausendmal mit Geschichtchen amüsirt hatte, von denen sie am Ende selbst gestand, daß sie dieselben erfunden, oder nach ihrem Sinne ausgeschmückt hätte. Ueberdieß sprach auch jetzt aus jedem Worte die gereitzte Eifersucht allzulaut, Ludwig schrieb also auch das, was an ihrer Erzählung wahr war, auf Rechnung dieser Leidenschaft, und glaubte es nicht, und so beförderte sie dadurch ihren Fall gegen eine Frau, welche alles dultete und nicht schmähete.

Je mehr sich auf diese Weise die Maintenon in seiner Gunst befestigte, je höher er sie als eine tugendhafte Frau achtete, desto lebhafter zeigte sich seine alte Sinnlichkeit. Er trug ihre seine Liebe förmlich an; sie bat um Schonung; er ward zudringlicher, sie ehrfurchtsvoller und entschloßner. Als er nicht abließ, nahm sie zu religiösen Gründen ihre Zuflucht, und stellte ihm vor, daß der Zorn des Himmels wegen seiner Ausschweifungen zuverlässig über seinem Haupte schwebte, und daß sie wenigstens nicht zu dem Unglücke beitragen wolle, welches Frankreich wegen seines Königs über lang oder kurz treffen müßte.

Zu einer andern Zeit würde Ludwig vielleicht erwiedert haben: Lassen Sie das meine Sorge seyn, und thun was ich will; jetzt aber, da die Schwachheit des Körpers als eine Folge der Ausschweifungen und der zunehmenden Jahre ihn theils furchtsamer theils ernsthafter

gemacht hatte, und diese Art tugendhafter Liebe den Reitz der Neuheit bei sich führte, endigte sich die vorgespiegelte Widerstandsscene mit Bewunderung der hohen Tugend seiner bejahrten Geliebte. Er fing an sich zu überreden, daß ein guter Geist, als solcher, schon in diesem Leben, eine Art von Glückseligkeit schmecken könne, die er bisher nicht gekannt hätte, die aber doch sehr entzückend seyn müsse, weil sie die Maintenon der Sinnenlust vorziehe, für welche andre ihm bisher alles aufgeopfert hatten. Als ihn die Maintenon auf einem solchen Wege sahe, eröffnete sie ihm mit immer steigendem Nachdrucke die Höllenpforten, um sein bewegtes Gemüth immer mehr zu fesseln. Sie betrog sich nicht. Ludwig erzählte diese geheimen Ermahnungen der Königin, die sich darüber freute, daß er wenigstens jetzt eine fromme Dame liebte, da er einmal ohne Nebenneigung nicht leben zu können schien. Sie trug gern dazu bei, daß der König die Maintenon zur Dame d'atour bei der ersten Dauphine, einer bayerischen Prinzessin, ernannte.

So lange indessen die Montespan am Hofe lebte, war es noch immer möglich, daß die alte Leidenschaft gegen sie, in das Herz des Königs zurückkehrte. Man mußte also die gegenwärtige Stimmung des Königs nützen, um sie auf eine gute Art vom Hofe zu entfernen. Aber wie sollte man das bei einer so heftigen Frau bewerkstelligen? Die Maintenon erfand einen Aus-

weg, bei welchem man sich über die Person, die ihn vorschlug, über die Person, die man zur Ausführung brauchte, und über den König, der es billigte, verwundern muß, nemlich die Mutter durch den Sohn zu stürzen. Der Herzog von Maine, Ludwigs natürlicher Sohn von der Montespan, der die Maintenon mehr liebte als seine Mutter, ob er gleich von ihr sehr geliebt wurde, wollte seine Mutter, deren Gegenwart ihm, als Sohn, oft lästig wurde, vom Hofe entfernt wissen. Das wußte die Maintenon. Sie gab ihm also den Rath, sich zu seiner Mutter zu begeben, und ihr vorzustellen, daß des Königs Neigung für sie sichtbar abnehme. Neben andern Ursachen möchte wohl die Sättigung des Königs das Meiste zu dieser Gemüthsveränderung beitragen. Er glaube daher, es gebe für sie jetzt kein sicherers Mittel, die Zuneigung des Königs wieder zu gewinnen, als wenn sie auf eine kurze Zeit, ganz unerwartet den Hof verlasse. Die Sehnsucht des Königs werde sie ohne Zweifel bald zurückrufen.

Ein solcher Handstreich war zu genau auf den heftigen und stolzen Charakter der Montespan berechnet, als daß er seine Wirkung hätte verfehlen können. Sie schrieb an den König, daß sie sich vom Hofe entfernen würde, und als sie keine Antwort erhielt, reiste sie ab. Der Herzog von Maine ließ ihr sogleich ihre Habseligkeiten nach Paris nachschicken, daß sie wohl

sahe, der König werde sie sobald nicht zurückberufen, und daß sie mit aller Klugheit in die Falle des Listigern gefallen sei. Daß die Maintenon diesen saubern Streich ausgebrütet habe, war bei ihr außer Zweifel. Schon lange zuvor hatten beide einander etwas der Art zugedacht, wie aus folgendem Zuge erhellet. Es traf sich einst durch Zufall, daß beide eine Hofreise in einem Wagen machen mußten. Die Maintenon konnte ihre Verlegenheit nicht ganz verbergen, aber die Montespan, die damals noch an ihre Allmacht glaubte, sagte zu ihr ganz munter: Wir wollen uns dieses Zufalls wegen keine verdrießliche Stunde machen. Lassen Sie uns mit einander plaudern, als ob wir nichts gegen einander hätten. Es versteht sich, daß wir darum einander nicht lieber haben, und daß wir bei unsrer Zurückkunft Feinde sind wie vorher.

Die arme Marquise konnte sich nicht an die Entfernung vom Hofe gewöhnen. Sie begab sich zwar in das schöne Erziehungshaus, welches sie zu Paris in den Tagen ihres Glücks für junge Mädchen hatte erbauen lassen, um da in feinen und kostbaren weiblichen Geschäften unterrichtet zu werden. Allein die innre Unruhe trieb sie mehrere Jahre lang in verschiedenen Gegenden umher, ehe sie sich auf längere Zeit in diesem Hause niederließ.

Nachdem sie endlich die Liebe zur Welt überwunden hatte, und keine Hoffnung vor sich sahe, je wieder auf ihrem vormaligen Schau-

platze zu erscheinen, so wählte sie sich einen Gewissensrath, und fing die gewöhnlichen Bußübungen an, die ihr der Beichtvater vorschrieb. Eine seiner ersten Forderungen war, ihrer geheimen Anhänglichkeit an den Hof zu entsagen, und sich nicht mehr mit der Hoffnung zu schmeicheln, wieder dahin zu kommen. So schwer es ihr ward, dieses zu bewilligen, so entschloß sie sich doch dazu. Sie bewies gegen alle ihre Kinder mehr Liebe, als sie je in den Tagen ihres Glücks besessen hatte, den Herzog von Maine ausgenommen, den sie lange Zeit gar nicht sahe. Am meisten überhäufte sie ihren Sohn von Montespan, mit Zärtlichkeit, den sie einst ganz stiefmütterlich behandelt hatte. Das beträchtlichste Opfer, welches der Beichtvater von ihr verlangte, war, an ihren Mann zu schreiben, ihn um Verzeihung zu bitten, und sich ihm als reuige Gattin wieder anzubieten. Auch dazu verstand sie sich. Sie schrieb an ihn in den demüthigsten Ausdrücken, und that ihm den Vorschlag, entweder zu ihm nach Guienne zurückzukehren, oder sich an einen andern Ort zu begeben, den er ihr vorschreiben würde. Er ließ ihr aber sagen, er wolle sie nicht bei sich haben, ihr nichts vorschreiben, oder von ihr reden hören. Als er bald darauf starb, trauerte sie um ihn als Wittwe, führte aber nie wieder sein Wappen oder seine Livree. Uebrigens scheint er auch gerade nicht unter die Menschen von großer Herzensgüte gehört zu haben, sondern ein

Mann von dem Schlage gewöhnlicher Hofleute gewesen zu seyn. Die Herzogin von Orleans charakterisirt ihn mit einem Zuge, den wir hersetzen wollen. „Er war nicht viel nutz, er that nichts als spielen. Es war possirlich zu sehen, wenn er und sein Sohn Anton mit Madame d'Orleans und Madame la Duchesse spielte, und er diesen Prinzessinnen, so seine Kinder seyn sollten, gar höflich mit Händeküssen die Charten gab. Es kam ihm selber possirlich vor, er sahe sich um und lachte allezeit ein wenig."

Seit dem Tode ihres Mannes ward sie eine vollendete Büßerin. Sie fing an, alles was sie hatte, den Armen zu geben, arbeitete viele Stunden des Tages für sie, richtete ihren Tisch sehr frugal ein, und verdoppelte ihre Fasten und Gebete. Strenge waren ihre Kreuzigungen; ihre Hemden und Betttücher von der allergröbsten Leinwand, ob sie gleich unter feinen versteckt wurden. Armbänder, Kniegürtel und Leibgurt, die sie beständig trug, waren mit eisernen Spitzen versehen, welche ihr oft Wunden verursachten. Auch ihre Zunge bekam einen Theil von der strengen Buße.

Bei alle dem behielt sie immer das königliche Ansehen, das ihrem Ehrgeitze einst so sehr geschmeichelt hatte, bei. Wenn sie einmal in ihrem Lehnstuhl saß, so stand sie selbst vor der königlichen Familie nicht auf, und sie war auch in ihrer Einsamkeit von einer Menge Personen umgeben, welche ihr nach wie vormals die Aufwartung machten. Mit jedem sprach sie wie

eine Königin, von welcher es eine Ehre ist angeredet zu werden; sie selbst gab nie Besuche. Sie theilte reichliche Allmosen aus, stattete arme Mädchen aus, und als sie wenig mehr wegzuschenken hatte, suchte sie arme Personen wenigstens zu verbinden.

Von ihrem nahen Ende sprach sie immer ohne krank zu seyn, und ohne einen Arzt zu Rathe zu ziehen. Von der Furcht des Todes ward sie so geplagt, daß sie alle Nächte einige Weiber hielt, welche bei ihr wachen mußten. Ihre Bettvorhänge waren aufgezogen, im Zimmer brannten eine Menge Lichter, und von ihren Wärterinnen verlangte sie, daß sie dieselben bei jedem Erwachen scherzend, spielend oder essend anträfe. Sie starb den 7. Mai 1702 in einem Alter von 67 Jahren, und behielt ihre Schönheit bis an ihren Tod.

Die Königin starb im Jahre 1683 vom Könige und dem Hofe aufrichtig bedauert. Nachdem sich der König als Trauernder einige Tage zu St. Cloud aufgehalten hatte, lebte er für den Winter in Fontainebleau, und auf einen weit freiern Fuß mit der Maintenon als bisher. In diesem Winter ward nach dem Berichte des Herzogs von St. Simon, der König mit der Maintenon, die ihn bisher immer in den Schranken des Anstands erhalten hatte, heimlich getrauet. Des Königs Beichtvater, la Chaise, las die Messe, Bontems, Gouverneur von Versailles, der erste vertrauteste Kammerdiener des

Königs, der seine Liebschaften besorgte, bediente den Messelesenden; Harlay, Erzbischoff von Paris, Louvois und Monchrevueil waren Zeugen. Dem Erzbischoffe und Louvois hatte der König das Versprechen geben müssen, daß er diese heimliche Heirath nie deklariren wolle. Von jetzt an führte die Maintenon ihr eignes Wappen, und wohnte in Versailles in derselben Etage, den Zimmern des Königs gegen über, und der König brachte täglich unausgesetzt einige Stunden bei ihr zu. Ihre Gesellschaft ward ihm 32 Jahre lang unentbehrlich. Sie konnte ihn sehr angenehm unterhalten, und verließ nie gegen den König den Pfad der tiefsten Ehrerbietung und Unterwürfigkeit, den Ludwig an jedem, mit dem er umging, gern sahe, und ausdrücklich verlangte.

Sie gab fast gar keine Besuche, und nahm selten dergleichen an, außer von dem schon gerühmten Herzog von Maine, den sie wie ihren Sohn liebte, und von einigen der vornehmsten Personen, welchen sie etwa Verbindlichkeit hatte, oder die sie der Etikette gemäß sehen mußte. Wir müssen hier eine Beschreibung von der Lebensart dieser, durch das Schicksal so ausgezeichneten Frau geben. Sie stand ziemlich früh auf, und gab geheime Audienzen, welche meistens Werke der Mildthätigkeit oder geistliche Angelegenheiten betrafen. Schon um 8 Uhr oder noch früher, ging sie zu einem von den Ministern, die selten etwas ohne ihr Vorwissen ver-

hau-

handelten, besonders der Kriegs- und Finanzminister. Die meisten Morgen brachte sie in St. Cyr zu, von welchem wir weiter unten das Nöthige beibringen werden. Da speisete sie etwa mit einer Freundin auf ihrem Zimmer, las und beantwortete eine Menge Briefe, ließ sich geheime Nachrichten geben, und beschäftigte sich mit den Klöstern, welches ihre Lieblingsneigung war. Sie wollte die Mutter der Französischen Kirche vorstellen, und über die vornehmsten Seelenhirten, über die Vorsteher frommer Stiftungen, über Aebte und Aebtissinnen herrschen. Aber da sie sich, nach Art der Weiber, allzusehr ins Einzelne vertiefte, so kostete ihr das eine Menge Zeit und Mühe, gab zu Verwirrungen und Zögerungen Anlaß, und am Ende geriethen die Entscheidungen schief und kleinlich, und der Gang des Ganzen ward aufgehalten.

An den Tagen, wo sie nicht zu St. Cyr war, besuchte sie der König des Morgens auf eine Stunde oder etwas länger, und da waren sie allein. Des Nachmittags besuchte er sie auf längere Zeit, aber da waren sie selten allein, weil sich entweder die Minister der Reihe nach einfanden, um dem Könige etwas vorzutragen, oder Spielgesellschaft oder Musik war: gegen neun Uhr speisete sie ganz einfach allein, in Gegenwart des Königs, und ging zu Bette, ohne daß sich der König in seiner Arbeit stören ließ. Um zehn Uhr ging er selbst zu Tische. Sie be-

suchte ihn nur, wenn er krank war oder medizinirte.

Ob sie gleich im Innern des Pallasts für die Königin galt, so behielt sie doch immer gegen die Damen vom ersten Range eine Art Ehrerbietung bei, daß heißt, sie ließ ihnen den Vorrang, auch wenn sie von ihnen genöthigt ward. Selbst gegen Damen von geringen Range trat sie zurück, und nahm ihren Platz erst nach vielen Weigerungen ein. Aber jedermann der ihr vorging, wußte, daß er in Absicht auf den König gegen sie ein unbedeutendes Einschiebsel sei. Sie kleidete sich immer reinlich und gut, aber stets älter als sie nöthig gehabt hatte.

Während der König mit den Ministern arbeitete, las sie oder stickte, aber sie hörte alles, was gesprochen wurde, weil man stets laut redete. Sie sagte selten etwas ungefordert. Fragte sie aber der König, welches oft geschahe, um ihre Meinung, so antwortete sie immer mit der größten Behutsamkeit, und so, als ob sie sich weiter nicht für die Sache interessirte, ohngeachtet sie schon von jedem Minister im Voraus wußte, was vorkommen würde, und bereits ihre Meinung gesagt hatte, die der Sache gewöhnlich den Ausschlag gab. Eben so unterrichtete sie auch meist die Minister im Voraus von den Gesinnungen des Königs, so weit sie dieselben wußte, und setzte sie dadurch in den Stand ihre Maßregeln zu nehmen. So ward ein Theil

dem andern nothwendig, nur hatte die Maintenon als Weib bei dem Könige den Vorsprung.

Es ist unterhaltend genug zu erfahren, wie die Verbündeten den König handhabten, um ihre Absichten zu erreichen, und ihn doch in dem Wahne zu erhalten wußten, als regiere er alles allein. Wenn der König gleich selbst auf die Person fiel, die man befördern wollte, so blieb der Minister gleich da stehen, und die Sache kam zu Stande. Fiel der König auf andre, so machte der Minister bemerklich, daß ihm noch dieses und jenes schickliche Subjekt bekannt sei. Er nannte dann immer eine gewisse Anzahl, aber selten den zuerst, den er begünstigte. Man ging dann die Reihe durch, der Minister setzte an jedem etwas aus, das wenigste natürlich an dem Begünstigten. Nachdem man den König auf diese Weise unschlüssig gemacht hatte, ward gewöhnlich die Maintenon um ihre Meinung gefragt. Sie machte ein Kompliment, welches ihre angebliche Unfähigkeit auszudrücken schien, und meinte dann immer, daß man wahrscheinlich am meisten mit dem zufrieden zu seyn hoffen könnte, an dem sich der wenigste Tadel fände, das heißt, den der Minister wollte. Ihr Ausspruch galt gewöhnlich, und drei Viertel von den angesehensten Ehrenstellen wurden durch ihre bescheidenen Gemeinsprüche besetzt.

Selten merkte der König das verdeckte Spiel. Aber einigemal hatte man es doch nicht fein genug angefangen, und da setzte sich sein

Stolz dem Willen der Minister und der Maintenon steif entgegen. Er pflegte dann zu sagen: der hat den Fuchsschwanz streichen wollen, und es wird nicht seine Schuld seyn, wenn er einem Verwandten, oder einer Kreatur der Frau von Maintenon den versprochnen Dienst nicht geleistet hat. Etliche Fälle der Art machten die Maintenon so behutsam, daß sie sich selten für jemand interessirte, und noch seltner jemand ihren Beistand versprach.

Sie hatte alle Ursache Ludwig zu schonen, da sie in möglichst kurzer Zeit ihr Lieblingsprojekt, sich als Königin von Frankreich deklarirt zu sehen, durchzusetzen wünschte. Es gnügte ihr nicht einmal mehr blos königlich behandelt zu werden, sie wollte auch den Titel *) und hatte wirklich schon den König so weit gebracht, daß er im Begriff stand, die Vermählung zu deklariren. Zum Glücke erfuhr es Louvois durch

---

*) Sie genos wirklich selbst in Rücksicht auf Ludwigs Familie, königliche Ehre. Bei den Promenaden in Marly war sie in einer Sänfte eingeschlossen, um den Luftzug zu vermeiden, während daß der König neben ihr herging, sich bückte, und den Hut abnahm, wenn er mit ihr sprach. Im Lager bei Compiegne, war ihre Sänfte von dem ganzen Hofe umringt; die Dauphine saß auf einer der Tragstangen, und der König stand neben der Sänfte, um der Maintenon mit der größten Höflichkeit alle Erklärungen zu geben, die sie begehrte.

seine Spions noch zeitig genug, begab sich in größter Eil zum Könige, erinnerte ihn an sein Versprechen und an das Aergerniß, welches ganz Europa daran nehmen würde, warf sich ihm zu Füßen, und ließ dieselben nicht eher los, bis der König aufs neue versprach, die Heirath geheim bleiben zu lassen. Der Erzbischof von Paris erhielt am folgenden Tage dasselbe Versprechen mit weniger Schwierigkeit.

Die Maintenon, welche mehrere Tage lang der gewünschten Erklärung vergeblich entgegen gesehen hatte, erfuhr durch ihre Spions Louvois gewagte Handlung, und schwur ihn zu stürzen, was es ihr auch kosten sollte. Hätte der Tod Louvois nicht befreiet (er starb wahrscheinlich an Gift) so wäre er als Opfer ihrer Rache gefallen. Denn er starb gerade den Tag vorher, als er gefangen gesetzt werden sollte. Auch den Erzbischoff bereitete sie seinen Fall und der Verdruß darüber brachte ihn drei Jahre nach Louvois Tod unter die Erde.

Nach dem Tode ihrer Feinde hatte sie noch einmal die Aussicht, erklärte Königin von Frankreich zu werden; allein dießmal besprach sich der König darüber mit den berühmten Bischöffen Bossuet und Fenelon, die beide ihm abriethen, wobei es denn auch blieb. Die Maintenon hielt es nun fürs Beste, gute Miene zum bösen Spiele zu machen; aber wir werden bei Ludwigs Tode eines Zuges von ihr Erwähnung thun, welcher beweist, daß sie es ihm nicht vergeben hatte.

Ueberhaupt ward sie mit zunehmenden Jahren viel eigensinniger und empfindlicher. Was ihr heute gefiel, gefiel ihr morgen nicht; was sie heute gebilligt hatte, misbilligte sie morgen. Wahrscheinlich wollte sie andern entgelten lassen, was sie hätte verschulden müssen.

Ihre Leute mußten sehr eingezogen, still und sittsam leben, und gegen jeden eine gewisse Demuth affektiren; sie durften selten ausgehen und keine Besuche annehmen, und wenn sie lange genug sich geplagt und gezwungen hatten, so war das Glück, das sie ihnen verschaffte, sehr mäßig. Blos die alte Magd, welche im Wittwenstande mit ihr in einem Zimmerchen gewohnt hatte, genoß ein größeres Ansehen; sie war ihre Vertraute in häuslichen Angelegenheiten, und hatte mit die Aufsicht über die Stiftung von St. Cyr, und sogar über die Herzogin von Burgund, die im eilften Jahre nach Frankreich kam. Diese alte Person, welche sich wie ihre Herrschaft kleidete, dieselbe in Minen, Ausdrücken, und Haltung des Körpers nachahmte, war am Hofe sehr hoch geachtet, und machte sich eben so selten wie ihre Gebieterin. Die Prinzessinnen schätzten sich glücklich, sie sprechen und umarmen zu können, und die Minister ließen es an tiefen Verbeugungen nicht fehlen. Daß demungeachtet die Maintenon mit diesem ihren Schatten den Spottvögeln des Hofs im Stillen manchen Genuß zubereitet habe, wird der Leser ohne mein Erinnern vermuthen.

Es ist hier der Ort, des berühmten Fräuleinstifts von St. Cyr zu gedenken, welches der Maintenon seine Entstehung verdankt. Die Montespan hatte, wie wir oben gedacht, schon vorher ein Institut für junge Mädchen errichtet, um sie feine weibliche Arbeiten lernen zu lassen. Auf dieses bauete wahrscheinlich die Maintenon ihr weitumfassenderes ähnliches und nützlicheres Institut, arme adeliche Fräuleins unentgeldlich zu erziehen, und sie in Allem unterweisen zu lassen, was nur zu ihrer Bildung als Gattinnen oder Hausmütter gehörte. Die Maintenon wollte anfangs nur 100 Mädchen aufnehmen, aber Ludwig, der jene Idee als eine treffliche Hülfe für den armen Adel betrachtete, dehnte die Zahl auf 250 aus, und gab reichlich Alles her, was zur Gründung und Unterhaltung so vieler Personen dienen konnte, ohngeachtet sich in dem Stiftungsjahre 1687 die Finanzen nicht im besten Zustande befanden. Er selbst half das Detail der ersten Einrichtung ausarbeiten.

Um dem Institute desto mehr Dauer und und Unabhängigkeit zu geben, traf die Maintenon die Einrichtung, daß alle vorkommende Geschäfte von den Fräuleins selbst verrichtet werden mußten, namentlich das Rechnungswesen und die Registraturen, und daß jede Person ihr gewisses Amt hatte, dem sie mit Klugheit und Gewissenhaftigkeit vorstehen mußte. Sie selbst brachte alle Zeit, welche ihr der Hof übrig ließ, in ihrer Stiftung zu; sahe, daß alles ge-

nau verrichtet wurde, ja sie unterrichtete selbst, und hatte bald die Freude, ihre Unternehmung in Ordnung zu sehen. Zu gleicher Zeit wachte sie mit großer Strenge darüber, daß die Herren des nahen Hofes die Sitten der Fräulein nicht verdarben. Späterhin gehörte diese Stiftung unter die Orte, wo Ludwig Aufheiterung fand, denn die Maintenon ließ ein kleines Theater daselbst erbauen, und geistliche Komödien von den Fräuleins aufführen, unter denen Athalie und Esther von Racine die bekanntesten sind.

Neuntes Kapitel.

Ludwigs Religiosität. — Erklärung derselben — Beispiele — die Verfolgung der Hugenotten — der Jansenisten — Die Konstitution.

Diejenigen, welche Ludwigs XIV. Leben und Charakter beschreiben, vergessen nie seine Religiosität zu rühmen. Aber freilich darf man dieses Wort nicht in dem Sinne nehmen, in welchem es in der protestantischen Kirche gebraucht zu werden pflegt, daß nemlich ein strenger sittlicher Wandel damit verbunden seyn müsse. Denn dann würde Ludwig als Mensch, als Gatte und als Fürst unter die irreligiösesten Menschen gerechnet werden müssen, die je gelebt haben; als Mensch wegen seiner Kriegslust, als Gatte we-

gen seiner Untreue, als Fürst wegen seiner selbstsüchtigen und falschen Politik.

Diejenigen, welche Ludwigs Religiosität gelobt haben, verstanden darunter, daß er blindlings und ohne allen Zweifel alles annahm, was seine Kirche glaubte, sich auf die Einsichten seiner Beichtväter verließ, und die äusserlichen Gebräuche genau beobachtete. Aber ich finde doch selbst in diesen Fällen, daß man ihm nicht ganz die strengste Religiosität zuschreiben dürfe, und will versuchen den Ideengang anzugeben, aus welchem sich seine widersprechende Denk- und Handlungsweise für diese Fälle erklären läßt.

Ludwig war ganz genau nach dem Systeme der katholischen Kirche bis auf den gröbsten Aberglauben unterrichtet, war von Jugend auf zur Beobachtung der gewöhnlichen Ceremonien angehalten worden. Da man indessen in ihm nicht blos den katholischen Christen, sondern auch den künftigen Fürsten erzog, so konnte man es nicht vermeiden ihn merken zu lassen, daß die Denk- und Handlungsweise eines Fürsten in Religionssachen Ausnahmen verstatte, welche für jeden Andern außer seinem Stande als unerlaubt angesehen werden müßten. Hätte ihn Mazarin und seine Erzieher nicht mit dieser politischen Religion, wie ich sie nennen will, bekannt machen wollen, so wäre der streng religiöse Ludwig für sie selbst als praktisch irreligiöse gar bald ein strafender Sittenrichter geworden, den man so leicht nicht hätte wi-

derlegen mögen. Wie viele Handlungen that nicht Mazarin allein, welche Ludwig selbst als Kind den Vorschriften Gottes, wie sie ihn gelehrt worden waren, zuwider finden mußte!

Auf der andern Seite war freilich wieder zu befürchten, daß Ludwig bei Gestattung verschiedener Freiheiten so weit gehen könnte, daß er seinen Führern selbst gefährlich würde. Daher mußte man ihm die Lust benehmen, sich auf irgend eine Untersuchung einzulassen, welche zu weit führte. Man zeichnete ihm also die Fälle vor, wo der Fürst Ausnahmen machen dürfte; für alle Uebrige verwies man ihn an den Beichtvater, der, nach seinen ihm beiwohnenden Kenntnissen, die Regel angeben würde, welche er jedesmal befolgen mußte, und als Gewissensrath für das, was er ihm sagte, bei Gott verantwortlich wäre. Man brachte ihm einen Widerwillen gegen genaue Untersuchung religiöser Gegenstände bei, indem man ihm verkündigte, daß die, welche sich damit befaßten, einer steten Unruhe entgegen gingen, und in Gefahr schwebten durch Zweifel die Seligkeit zu verlieren.

Aus diesem sieht man, daß die Absicht bei Ludwigs religiöser Bildung nicht war aus ihm einen Regenten zu ziehen, der als Mensch und als König den Forderungen des göttlichen Gesetzes überall und immer, soweit es die menschliche Schwachheit zuläßt, Gnüge leistet, sondern einen König von Frankreich, im engsten Sinne des Worts, der sich nicht von den hergebrachten Formen entfernte. Man könnte Ludwigs

religiöse Erziehung nicht im Scherz, sondern in vollem Ernste eine Kapitulation zwischen dem künftigen Regenten von Frankreich und der hohen Geistlichkeit nennen, worinne diese ihm zwar so viel einräumte, als sie ihm nicht wohl verweigern konnte, aber ihr eignes Gebiet so verschloß, daß nicht leicht Angriffe zu befürchten, wohl aber Vortheile zu erwarten waren.

Ludwig war gelehrig und handelte immer nach Modifikationen; er ließ sich nie in Untersuchungen religiöser Gegenstände ein; er beobachtete die kirchlichen Gebräuche gewissenhaft, und handelte gut, so lange es der Politik und seinen Neigungen nicht entgegen war. Er erlaubte sich aber Treulosigkeit, Bedrückungen, Verschwendung, Wollust, Ehebruch, wenn ihn dazu Politik oder Neigung triebe; er bereute seine Sünden als Mensch, und begieng sie ohne zögern als Fürst. In derselben Zeit da er im Ehebruch mit der Montespan lebte, hielt er der Frau eines Offiziers, welche sich eben dieses Lasters schuldig gemacht hatte, eine nachdrückliche Strafpredigt. In den Fällen, wo er Handlungen begehen wollte, die seinem innersten Gefühle widersprachen, z. E. bei den schrecklichen Verfolgungen der Hugenotten, fragte er seinen Beichtvater um Rath, und da dieser sie ihm als Pflicht vorstellte, antwortete er: thue ich Unrecht, so habt ihr es zu verantworten *).

*) Duclos sagt: Der erste Artikel in Ludwigs Religion war der Glaube an die königliche Macht.

Wir wollen nun die Berichte der Zeitgenossen über diesen Zug in seinem Charakter vornehmen, und wir werden sehen, daß sich alles aus jenem zusammengesetzten Manöuvre seiner Erzieher erklären läßt, scheine es auch noch so inkonsequent zu seyn. Er hat, wie St. Simon erzählt, keine Messe in seinem ganzen Leben versäumt, ausgenommen ein einzigesmal bei der Armee am Tage eines großen Marsches, auch keinen Fasttag überschritten, außer bei Unpäßlichkeiten, denen er doch nur selten unterworfen war. Einige Tage vor den Fasten hielt er bei seinem Aufstehen den versammelten Hofleuten eine kleine Rede, worin er erklärte, daß er das Fleischessen, unter welchem Vorwande es auch sey, sehr übel nehmen würde, zugleich befahl er dem Grand Prevot, ihm darüber sogleich Rapport abzustatten. Eben so verbot er, daß die, welche Fleisch äßen, zusammen äßen, oder das gekochte oder gebratne besonders lecker zubereiteten. Man nahm sich deshalb sowohl am Hofe als in Paris sehr in Acht, da der Polizei-Lieutenant auch darüber seine strenge Anweisung hatte, und leicht niemand durchließ. In den letzten Jahren seines Lebens hielt er zwar die große 46 tägige Fasten nicht mehr, aber er ließ sich doch wenigstens seine Fleischportion sehr knapp zuschneiden. Die Regeln, die er sich vorschrieb, mußte sich auch sein Hof ohne Widerrede gefallen lassen.

Nicht nur besuchte er die Kirchen an den gewöhnlichen Sonn- und Festtagen, sondern er fehlte auch in der Fasten- und Adventszeit in wenigen Predigten, und wohnte den Andachtsübungen in der Charwoche, den Prozessionen am Frohnleichnamsfeste, am heiligen Geistes-Ordenstage und an Mariä Himmelfahrt stets bei. In der Kirche war er sehr andächtig, und hielt darauf, daß beim Sanktus jedermann auf die Knie fiel und liegen blieb, bis der Priester kommunicirt hatte. Das geringste Geschwätz und Geräusch nahm er sehr übel. Er kommunicirte jährlich 5 mal: in der Charwoche, vor Pfingsten, vor Mariä Himmelfahrt, vor Allerheiligen und Weihnachten. An diesen Tagen durfte bei der Messe keine Musik seyn. Er ging an solchen Tagen auch in die Vesper, und war nachher mit seinem Beichtvater zusammen, um sich mit ihm zu unterhalten, besonders um ledige Pfründen zu vergeben, welches ausser dieser Zeit selten geschahe. — An den Kommuniontagen sprach er nicht gern von Geschäften. Am grünen Donnerstage bediente er nach hergebrachter Weise die Armen bei Tische. In der Messe betete er den Rosenkranz (das einzige Gebet, was er wußte) immer kniend. An den Jubeljahresfesten machte er Stationen zu Fuß.

Mit diesen regelmäßigen Uebungen glaubte Ludwig allen Forderungen seines Gewissens Gnüge geleistet zu haben, und bekümmerte sich um das Uebrige nicht viel. Die Herzogin von

Orleans sagt in ihren Briefen: „Man kann „in der Religion nicht einfältiger seyn als der „König war. Was ihm die Pfaffen sagten, das „glaubte er, als ob es von Gott geredet wäre, „denn er hat in seinem Leben kein Wort in der „Bibel gelesen, und wußte nichts anders, worin „die Religion bestünde, als was ihm seine Beicht„väter sagten. Sie hatten ihm weiß gemacht, „in Religionssachen wäre nicht erlaubt zu rai„sonniren, man müßte die Vernunft gefangen „nehmen um selig zu werden. Er hat aber das „Fluchen abgeschafft, welches in Frankreich sehr „gemein war."

Eine solche Einfalt in einer so wichtigen Sache konnte nicht so unschädlich seyn wie bei einem Privatmanne, ja sie mußte in der Hand boshafter Menschen ein furchtbares Werkzeug werden, Millionen unglücklich zu machen, und sie ward es in der Hand eines Louvois, einer Maintenon, eines le Tellier, des königl. Beichtvaters aus der Gesellschaft des heil. Ignatius von Lojola. Es ist hier der Ort zu zeigen, wozu man Ludwig durch seine Einfalt in Religionssachen verleitet hat.

Wir räumen billig den Verfolgungen der Hugenotten oder Reformirten die erste Stelle ein. Durch die von Luthern bewirkte Reformation und die von Zwingli und Calvin vorgenommenen Abänderungen war ganz Europa in dem Falle, der unumschränkten Herrschaft des Papsts und was ihr anhing untreu zu werden. In Frank-

reich fanden die Grundsätze der reformirten Kirche so schnellen Fortgang, daß in einem mäßigen Zeitraume mehr als der zwölfte Theil der reformirten christlichen Religion anhing. Nach und nach nahmen mehrere der vornehmsten Familien des Königreichs, namentlich die Condé's und Colignis, die verbesserte Religion an; ja selbst ein König von Frankreich, Heinrich IV, war in dieser Religion geboren. Durch den Zutritt jener vornehmen Familien ward diese Parthei den Königen furchtbar, und führte von Zeit zu Zeit Kriege mit ihnen, entweder um sich gegen die katholische Parthei zu vertheidigen, welche unaufhörlich an ihrer Wiederunterdrükkung arbeitete, oder als Spielball der Partheihäupter bei ihren gegenseitigen Zänkereien, wie das immer gegangen ist. Durch das berühmte Edikt von Nantes (1598), welches sie Heinrich IV. zu danken hatten, wurde das Verhältniß, in welches sie sich vormals durch Gewalt der Waffen gegen die katholische Parthei gesetzt hatten, öffentlich sanktionirt. Nach diesem Freiheitsbrief konnte jeder Lehnsherr, der die Obergerichte hatte, in seinem Schlosse nach Art der reformirten Kirche Gottesdienst halten. Die niedrigen Lehnsherren durften dreißig Personen zu sich in die Predigt kommen lassen. An Orten, welche unmittelbar unter einem Parlamente standen, war die Religionsübung Allen frei. Sie konnten ihre Bücher in den Städten, wo ihre Religion herrschte, ohne Censur drucken lassen, und

zu allen weltlichen Ehrenstellen im Staate gelangen, so wie verschiedne Gerichtshöfe zum Theil aus Männern dieser Parthei bestanden.

Aber nie konnte die katholische Parthei Heinrich diesen Schritt, und den Protestanten ihre erlangte Freiheit vergeben. Heinrich IV. fiel unter dem Dolche eines dummen Meuchelmörders, und die katholischen Bischöffe beunruhigten die Reformirten bei jeder Gelegenheit, so daß es einigemal zu einem förmlichen Bürgerkriege kam. Richelieu insbesondere brandmarkte seinen Namen durch das Projekt, die Hugenotten auszurotten, und hatte an Mazarin darin einen weniger grausamen aber innerlich eben so erbitterten Nachfolger. Beide aber richteten vor der Hand nichts aus, sondern Mazarin fing sogar an, sie als besonders brauchbare Leute häufiger in öffentlichen Aemtern anzustellen.

Ludwig XIV. war die Ehre vorbehalten, diese respektable Religionspartbei unglücklich zu machen, und seinen Namen in der Reihe der Christenverfolger zu verewigen. Die Geistlichkeit, der Römische Hof, und besonders die Jesuiten, wußten ihm unaufhörlich die Treulosigkeit uud den Aufruhrsgeist der Reformirten vorzustellen, und ihn zum Unwillen gegen sie zu reitzen. Der alte Kanzler, le Tellier, und dessen Sohn, Louvois, unterstützten die Gehässigen, und die alte Maintenon nebst den königlichen Beichtvätern vollendeten endlich das Werk, so daß Ludwig die Reformirten von Herzen haßte,

ohn-

ohneractet er nicht einmal wußte was sie lehrten. Der Leser wird sich diesen scheinbaren Widerspruch erklären, wenn wir ihm die Insinuation vorlegen, deren man sich bediente, ihn zu erbittern, und zu den furchtbarsten Verfolgungen, zu der äußersten Härte die Hand zu bieten.

Sie nutzten gerade das, was den Reformirten am meisten hätte zur Vertheidigung dienen sollen, nemlich das musterhafte Betragen derselben, bei dem Kriege der Fronde gegen den König, wo sie durchaus keine Parthei nahmen, sondern nach wie vor dem Könige als Unterthanen pünktlichen Gehorsam leisteten, und Anhänglichkeit an die königliche Familie bewiesen. Sie hatten dadurch Mazarin mit sich ausgesöhnt, wenn das bei einem Manne von seinem Charakter möglich war, und sich das laute Lob der Königin Mutter erworben. Diesen Dienst wußte man Ludwig von einer sehr gefährlichen Seite vorzustellen, indem man sagte, es sei leider wahr, daß ihre Macht von großem Gewichte sey, diesmal freilich für den Nutzen des Königs. Allein wer stünde dafür, daß sie dieselbe nicht auch einmal gegen ihn brauchen möchten, wenn er sich ihr Misfallen zuzöge. Ein solcher Staat im Staate sei und bleibe ihm gefährlich. Je mehr man sie begünstige, desto mehr müsse der König in der Folge vor ihnen zittern. Es sei also der Staatsklugheit schon von der Seite gemäß, sie wenigstens nicht mächtig werden zu

lassen. Ziehe man nun vollends den Geist dieser Parthei in Betrachtung, so finde man, daß er sich stets mehr zur republikanischen als zur monarchischen geneigt habe, und daß also stets zu fürchten sei, er werde sich den Befehlen des Königs wiedersetzen, wenn dieselben ihre hergebrachten Rechte und Freiheiten etwa einzuschränken schienen. Auch müßte der König bedenken, daß überhaupt zweierlei Religionen in jedem Staate zu steten Mishelligkeiten und Zänkereien Veranlassung gäben, besonders aber, wenn die Gegenparthei der herrschenden Religion so mächtig sei als die Reformirte in Frankreich. Habe man da nicht endlich einen förmlichen Religionskrieg, und bei einem unglücklichen Ausgange, die Vertilgung der wahren Religion gar zu fürchten? Da der König im Innersten seines Herzens überzeugt sei, daß nur die Lehre, zu welcher er sich bekenne, zur ewigen Seeligkeit führe, so müsse ihm, als Christen und als Vater seines Volks, daran liegen, daß ihm alle seine Unterthanen auf diesem einzigen Wege zur Seeligkeit folgten, und es streite mit der Gewissenhaftigkeit eines wahren Christen, diese verirrten Schafe auf dem Wege des Verderbens wandeln zu sehen, ohne sich Mühe um ihre Rettung zu geben. Sollten sie sich nicht freiwillig fügen, so müsse er sie selbst wider ihren Willen ins Himmelreich zwingen, und den Leib züchtigen, damit die Seele gerettet werde. Welch einen Ruhm könnte er sich erwerben, wenn die Ge-

schichte einst von ihm sagen müßte, daß er außer seinen übrigen Feinden auch die Feinde seines Glaubens besiegt, und aus allen seinen Unterthanen eine einzige Heerde zu machen gewußt habe, Gott selbst werde ihn für eine solche That mit ewiger Ehre belohnen. Zum Ueberfluß brachte die Maintenon auch ein besondres Argument herbei, daß nemlich Gott um desto eher ihm seinen Ehebruch mit der Montespan vergeben werde, je eifriger er sich im Schutze des wahren Glaubens bewiese.

Um der Ehre willen that Ludwig in frühern Jahren alles, und in spätern aus Furcht vor den Höllenstrafen. Er gab seine Zustimmung zur Bekehrung der Hugenotten. Man nahm Anfangs zu gelinden Mitteln seine Zuflucht, und entzog ihnen unter allerlei Vorwand verschiedne Kirchen, oder erschwerte ihnen das Aufbauen neuer; man verbot die gemischten Heirathen; man entführte den Eltern ihre Kinder, um sie in der katholischen Religion zu erziehen, man schloß sie nach und nach von öffentlichen Aemtern, sogar von den Zünften der Künstler und Handwerker aus; Man warb für Geld geitzige, arme oder schlechtdenkende Menschen, zum Uebertritt zur katholischen Religion an, wovon man dem Könige monatlich ein Verzeichniß vorlegte.

Doch dieses letztere Mittel ward für einen prächtigen Hof der stets mehr brauchte, als er einnahm, in die Länge beschwerlich, und nun

wagte man einen Schritt, der die Gemüther empörte, man befahl nemlich durch ein Edikt, daß die Kinder der Reformirten im 7ten Jahre angehalten werden sollten, ihre Religion abzuschwören, und nahm die Kinder mit Gewalt weg. Widersetzten sich die Aeltern, so legte man ihnen Soldaten ins Haus, denen man erlaubte, sich mit aller Insolenz zu betragen, die ihnen beliebte.

Auf diesen Schritt wanderten bereits im Jahre 1681 eine Menge Familien aus Poitou Saintonge und den benachbarten Provinzen, aus, welche wegen ihres Fleißes und ihrer sinnreichen Geschicklichkeit in England, Holland, Dänemark, und Deutschland mit offnen Armen empfangen wurden. Um dieses zu verhindern, ward die Galeerenstrafe auf das Auswandern gesetzt. In dem Maße als dadurch die Erbitterung von Seiten der Reformirten zunahm, wuchs auch die Strenge von Seiten der herrschenden Parthei. Man sperrte ihre Kirchen unter unbedeutendem Vorwande, man vernichtete Testamente, die zu Gunsten der reformirten Geistlichkeit gemacht waren; man verbot den kalvinischen Lehrern Kinder in die Kost zu nehmen, man belegte die Prediger mit Abgaben, man zwang die angestellten Protestanten in königlichen Diensten ihre Aemter niederzulegen, die einzelnen Neckereien nicht zu rechnen.

Diese Behandlung brachte endlich in verschiedenen Provinzen thätigen Widerstand her-

vor. Darauf hatte man gerechnet, das hatte man gewollt. Man wußte, daß Ludwig zu allem zu bewegen war, wenn es schien als sei sein königliches Ansehen in Gefahr. Die armen Protestanten, die zu schwach waren, wurden geschlagen. Vier Geistliche, die an dem Aufstande Theil hatten, wurden gerädert, zehn zum Strange verurtheilt, dem sie nur durch die Flucht entgingen. Jetzt konnte man Ludwig bereden, durch seine Soldaten zu vollenden, was Geld und Zwang bisher nicht hatten ausrichten können. Man bildete ihm ein, daß seine Soldaten sich nur zeigen dürften, um dem Werke zu seinem unsterblichen Ruhme die Krone aufzusetzen, daß seine bloßen Befehle schon den kekſten Widerstand entwafnen würden. Er gab demnach gegen das Ende des Jahres 1684 seine Einwilligung zu den berüchtigten Dragonaden, so genannt, weil unter den Französischen Truppen sich die Dragoner am meisten durch schlechte Disciplin und Ausschweifungen auszeichneten.

Man fing damit an, daß man die Gränzen besetzte, und die auswandernden Flüchtlinge wie das Wild zurück trieb. Dann zogen Haufen Soldaten mit entblößten Schwerdern in den Provinzen umher, einen Priester an ihrer Spitze, der das Kreuz trug, die Familien durch Trommelschlag zusammen berief, und von ihnen verlangte, daß sie ihre Lehre abschwören sollten. Wer nicht erschien, dessen Haus wurde gestürmt und geplündert, die Geräthe auf die

Straße geworfen, und die Waaren um ein Spottgeld verkauft. Wer nicht abschwören wollte, ward den Soldaten Preis gegeben, die mit ihm machen konnten, was sie wollten, nur daß sie ihn beim Leben lassen mußten. Voltaire fährt nach seiner unverschämten Weise über die Grausamkeiten hinweg, die begangen wurden, indem er blos sagt, daß man mit verschiedenen Personen so hart verfahren habe, daß sie davon sterben mußten. Ohngefehr auf gleiche Weise verfahren mehrere andre Schriftsteller. Aber durch dieses Verdecken der Geschichtschreiber findet eben das Laster so leicht Gelegenheit, blos unter der Gestalt des Fehlers zu erscheinen und also nicht den Abscheu zu erregen, den es zum Heil der Menschen erregen soll. Die Geschichte, wenn sie diesen Namen verdienen soll, weiß nichts von Höflichkeit und Galanterie. Sie muß das Laster bei seinem rechten Namen nennen, und die Tugend nicht durch Sophistereien verdächtig machen. Hier also einige Beispiele von den teuflischen Grausamkeiten, welche die königlichen Truppen verübten, um Ludwig als Vertheidiger des Glaubens zu krönen. Wenn die Unglücklichen nicht abschwören wollten, so prügelte man sie viehisch, und schrie dazu: in die Messe, oder schlagt die Hunde tod. Man hing Männer und Weiber mit den Haaren oder Füßen an die Decke des Zimmers, und räucherte sie mit nassem Heu, bis sie es nicht mehr aushalten konnten; wollten sie noch nicht wi-

derrufen, so wiederholte man die Marter. Man riß ihnen die Haare einzeln vom Schopf und aus dem Barte bis sie kahl waren, man band ihnen Stricke um die Arme, und tauchte sie wiederholt in Sümpfe; man schnürte sie rückwärts zusammen, und goß ihnen so lange Wein in den Hals, bis sie den Gebrauch der Sinne verloren und versprachen katholisch zu werden; man führte sie mit Zangen so lange an der Nase im Zimmer herum, bis sie schwuren; man brennte, schnitt und stach sie; man ließ sie binnen 8 Tagen keinen Augenblick schlafen; man hielt ihnen kupferne Kessel über den Kopf, und schlug so lange auf dieselben los, bis der schmetternde Schall die Unglücklichen um den Gebrauch ihrer Sinne brachte. Die Prediger wurden am meisten mishandelt, und es starben ihrer viele unter Henkershand *) Die Soldaten nothzüchtigten Weiber und Töchter, erpreßten alle Vorräthe der Unglücklichen oder verdarben sie, rissen die Kirchen nieder, und schleppten eine Menge Unglücklicher auf die Galeeren. Zum Ueberfluß ward im Jahr 1685 Heinrichs berühmtes Edikt von Nantes noch aufgehoben, und der barbarischen Verfolgungssucht Thor und Thür geöffnet. Die neuesten Untersuchungen haben gezeigt, daß sich Ludwig zu dieser Machthandlung vornehmlich durch die Vorspiegelung habe

---

*) S. Benoit histoire de l'Edict de Nantes.

verleiten lassen, als seyen die Reformirten fast alle bekehrt, jenes Edikt also überflüßig und für die Zukunft gefährlich. Wir wollen es zu Ludwigs Ehre glauben, da diese Sache ihn wenigstens einigermaßen entschuldigt. Der alte Kanzler, eine der kältesten Seelen, die je Reiche geplagt haben, soll bei Unterzeichnung jenes Widerrufs sich der Worte Simons bedient haben: Herr nun lässest du deinen Diener in Friede fahren.

Auf dieses Edikt gingen binnen drey Jahren mehr als 50,000 Familien aus Frankreich. Denn obgleich die Gränzen nach wie vor militärisch besetzt waren, so gab es doch Wachen genug, die sich bestechen ließen, und ganzen Haufen von Flüchtlingen die Gränzen öffneten. Sie hatten immer Nachfolger, und so brachten sie ihre Künste, Manufakturen, und großentheils auch ihre Reichthümer zu den Fremden, besonders in das nördliche Deutschland. Frankreich verlor in mäßiger Zeit, auf eine halbe Million seiner schätzbarsten Einwohner. Viele Offiziere wanderten nach Holland; der Prinz von Oranien hatte ganze Regimenter emigrirter Hugenotten. Eine Kolonie siedelte sich sogar auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung an, und die, welche man auf der Flucht ertappte, wurden in die Gefängnisse gelegt oder auf die Galeeren geschmiedet, einige Hundert schiffte man in die Westindischen Colonien. Diejenigen, welche ihre Religion aus Furcht, Ueberredung oder

Schmerz verändert hatten, wurden mit Strenge zu Besuchung der Messe angehalten, und wenn sie sich weigerten, wie das oft geschahe, zum Tode verurtheilt. Die, welche die letzte Oehlung nicht empfangen hatten, wurden auf einer Schleife zum Schindanger gezogen. Einige ausgewanderte Prediger, welche Trotz des Verbots wieder zu ihren verlornen Heerden zurückgekehrt waren, wurden gehangen oder gerädert. Demohngeachtet dauerte diese Parthei in Frankreich fort, und blieb noch immer stark genug, um einst unter fremden Beistande ihre Ketten wieder abzuwerfen, ja in den Sevennischen Gebirgen brach im Jahre 1707 ein wirklicher Aufruhr aus, der einige Jahre mit schrecklicher Grausamkeit fortgeführt würde.

Nicht so verabscheuungswürdig, aber eben so charakteristisch, erscheint Ludwig in seinen Bedrückungen der Jansenisten, einer Sekte, so genannt von Jansenius, einem Niederländischen Gelehrten, welcher behauptete, daß die Gnade Gottes den Menschen unwiderstehlich zum Guten antreibe. Seine Lehren schöpfte er vornehmlich aus dem heil. Augustin, und hatte den Dominikanerorden auf seiner Seite. Schon aus diesem letzten Grunde machte er sich die Jesuiten zu Feinden, welche zwar gestanden, daß Gott dem Menschen zur Besserung seine Gnade verleihe, daß es aber, nach der Lehre vom freien Willen, von dem Menschen abhänge, Gebrauch davon zu machen, oder ihr zu widerstehen. Da

die Jesuiten als Beichtväter im Besitz von Ludwigs Verstande waren, so fern dieser über Religionsangelegenheiten urtheilen sollte, so verleiteten sie ihn zum Unwillen gegen die Jansenisten. Bei ihren klaren Absichten den König bis zum Hasse gegen diese Parthei zu treiben, durften sie dieselbe nicht blos als eine kontroversirende theologische Parthei erscheinen lassen, sondern als eine Parthei, welche nach ihren anderweitigen Lehren, dem königlichen Ansehen gefährlich wäre. Man beschuldigte sie also einer Neigung zum Republikanismus.

Ludwig kannte die Jansenisten gleich von Jugend auf unter keinem andern Titel als der heimlichen Feinde der Monarchie. Indessen bekümmerte er sich in den Jahren seiner besten Kraft weniger um sie, weil er sonst Beschäftigungen genug hatte, die ihn mehr vergnügten als theologische Streitigkeiten, und auch in sich Muth genug zum Widerstande gegen innere Feinde fühlte. Allein seitdem er die Maintenon geheirathet, und seitdem ihn die Abnahme seiner Kräfte überhaupt mistrauischer und furchtsamer gemacht hatte, seitdem er sich in Gesellschaft der Maintenon mehr als sonst an religiöse Unterhaltung gewöhnt hatte, betrachtete er die Sekte der Jansenisten nicht allein mit mehr Aufmerksamkeit, sondern auch mit ungleich größern Widerwillen, der endlich in einen unzerstörbaren Haß überging. Als Beweis davon dient folgender Auftritt. Der Herzog von Or=

leans wollte 1706 nach Italien reisen, um das Kommando der Armee zu übernehmen, und einen gewissen Angrand von Faupertuis mitnehmen, den er sehr gut bei seinen Lustparthien brauchen konnte. Kaum erfuhr der König diesen letztern Umstand, so fragte er seinen Neffen, ob er nicht wisse, daß das ein Jansenist sei? Der Herzog antwortete: Nein! Allerdings erwiederte der König, ist er nicht der Sohn einer Närrin, welche dem Arnaud (einem berühmten Jansenisten) nachlief? — Was mit seiner Mutter gewesen ist, weiß ich nicht, aber der Sohn ist zuverläßig so weit vom Jansenismus entfernt, daß ich befürchte, er glaubt nicht einmal einen Gott. — Wenn es weiter nichts ist, und Sie mich versichern, daß er kein Jansenist ist, so kann er ohne weiteres mitreisen. Man hat mich falsch berichtet. Bei einer solchen Verstandesverfassung des Königs, durften sich die Jesuiten nur des Worts Jansenist bedienen, einen Menschen, gegen den sie sonst nichts vorbringen konnten, auf immer verhaßt zu machen und zu stürzen.

So lange der Pater la Chaise, ein Mann von ziemlich mildem Charakter, Ludwigs Beichtvater war, hatten die Jansenisten doch nur gelinde Verfolgungen erfahren, aber als nach seinem Tode Tellier dieses Amt erhielt, welches damals das höchste in der Französischen Kirche war, wurden sie aufs äußerste gedrückt und verfolgt. Er ließ ihren Hauptversammlungsort,

Portroyal, zerstören, beschuldigte den bekannten Kardinal Noailles, dessen Tugend man sehr rühmte, des Jansenismus, und lag dem Papste an diese Parthei, die man bisher, weil die Sache zu kützlich war, mit ziemlicher Schonung behandelt hatte, förmlich durch eine Konstitution zu verdammen, welche künftig der Französischen Geistlichkeit, in den zwischen den Jesuiten und Jansenisten streitigen Punkten, deren mit jedem Jahre mehr geworden waren, zur Richtschnur dienen könnte und sollte.

Der Pabst zögerte lange eine Konstitution ausgehen zu lassen, welche zwar sein Ansehen befestigte, aber wegen der harten Sätze, welche die Jesuiten darinne sehen wollten, außerordentlich in Frankreich auffallen, ja in gewisser Rücksicht bei dem Könige selbst ernsthafte Bedenklichkeiten erregen mußten. Tellier wußte Rath zu schaffen. Er vermochte Ludwig zu einem Schreiben an den Papst, und ließ ihm versprechen, alle Hindernisse, welche sich etwa der Bulle entgegen setzen möchten, zu heben, und ihr Eingang zu verschaffen. Daraus konnte der Pabst sehen, daß die Bulle angenommen werden würde, indem er zugleich durch Tellier und die Jesuiten benachrichtigt wurde, daß Ludwig entweder die Bulle nicht gehörig durchlesen, oder wenn er so viel Geduld hätte, sie zuverlässig nicht verstehen, und das, was ihm nicht so recht schiene, dem Gewissen seines Beichtvaters zuschieben würde, welches auch geschahe.

Sobald als diese Konstitution durch eine Französische Uebersetzung zur Kenntniß des Publikums gekommen war, erregte sie allgemeine Aufmerksamkeit. Die Parlamenter widersetzten sich der Registratur, die hohe Geistlichkeit veruneinigte sich, die niedere wollte sie nicht als Lehrvorschrift ansehen, der gemeine Mann nahm ein Aergerniß daran, und die Gesellschaften, wo man bisher nur von Wind, Wetter und Stadtneuigkeiten gesprochen hatte, wurden dogmatische Schulen. Um endlich dieser Konstitution für Frankreich gesetzliche Kraft zu geben, ließ Tellier Ludwig eine Versammlung von den 48 Bischöffen ausschreiben, die sich in Paris befanden. Vierzig nahmen die Konstitution aus Rücksichten an; acht forderten Aufklärung. An ihrer Spitze befand sich der von Tellier schwer beleidigte Kardinal von Noailles. Ludwig hatte nun täglich Anfälle von Tellier über die Konstitutionssache auszuhalten, er ermahnte und beschwor ihn bei seinem Gewissen, die entstandene Trennung der Kirche durch seine königliche Macht zu endigen. Ludwig wurde zuweilen verdrüßlich darüber, besonders da er nicht so recht wußte, wovon die Rede war, und wozu er gebraucht werden sollte, aber der Beichtvater wußte ihn im Eifer zu erhalten. Eines Tages, als ihn der Unmuth besonders stark ergriffen hatte, sagte er zur Herzogin von Burgund: Wenn man die Gegenparthei der acht Widerspenstigen zurückbringen könnte, so könnte man

einer Trennung vorbeugen; Aber das wird schwer halten. Ei nun, erwiederte die Herzogin lachend, so sagen Sie doch den vierzig, daß sie die Meinung der Achte annehmen, die schlagen es Ihnen gewiß nicht ab. — Welche Gründe zur Annahme setzte das bei der Mehrzahl voraus.

Doch dieser Scherz konnte dem geplagten Könige die Ruhe nicht wieder geben. Das Parlament wollte die Konstitution nur mit Abänderungen einregistriren; dieß sahe der Papst als einen förmlichen Widerspruch an; man schlug ein National-Koncilium vor, dieses wollte der Papst nicht als Richter gegen sich, als Parthei, erkennen. Tellier verlangte der König sollte die Parlamenter durch ein Lit de Justice zur unbedingten Annahme zwingen, und den Kardinal Noailles aufheben und nach Rom schaffen lassen; aber das schien dem Könige wieder zu gewaltthätig zu seyn. So oft der Beichtvater den König besuchte, brachte er die Konstitution vor, und stellte sie als die Sache Gottes dar, und er würde wahrscheinlich Ludwigs beängstigtes Gewissen doch noch ermüdet haben, wenn nicht die Umstände sich bald geändert hätten. Wenigstens hatte der König ihm versprochen, den Kardinal Noailles außerhalb Paris aufheben zu lassen, um dadurch seiner Parthei zu zeigen, was sie von ihm zu erwarten hatte. Doch auch hier mischte sich das weibliche Geschlecht, wie immer am Hofe Ludwigs, in die

geistlichen Angelegenheiten, und gab dem Projekte des Beichtvaters einen ganz unerwarteten Stoß, dessem Urheber er zum Uebermaß seines Verdrusses nicht auf die Spur kommen konnte.

Am Hofe von Madame, der Schwägerin des Königs, lebte als Fille d'honneur ein Vater- und Mutterloses Fräulein aus Poitou, Namens Chausseraye. Sie war groß und gut gewachsen, und von angenehmer Gesichtsbildung, hatte viel Witz und Scharfsinn, und eine gewisse unschuldige Offenherzigkeit, die in ihrem Charakter lag, ohngeachtet sie mit den Hofintriguen sehr bekannt war, und gewöhnlich im Stillen an denselben Theil nahm. Der König fand an ihr Geschmack, der bis zur Vertraulichkeit ging. Ihre scheinbare Gleichgültigkeit gegen Intriguen, und ihre muntern Einfälle verschafften ihr am Hofe unter allen Partheien Freunde; man ließ sie ohne Furcht vieles hören und sehen, was man andern sorgfältig verbarg, in der Meinung, sie achte nicht darauf Sie entfernte sich auch in der Folge mit einem beträchtlichen Vermögen vom Hofe, kam aber von Zeit zu Zeit wieder nach Versailles, um dem Könige aufzuwarten, zu dem sie kommen konnte, wenn sie wollte. Auf diese Weise nahm sie fortdauernd an den Intriguen des Hofes Theil. Sie fand ihre Unterhaltung vorzüglich darin, jemand einen Dienst zu leisten, ohne daß er den Urheber entdecken konnte, oder die Intriguen der Weiber zu zerstören, die sich für Geld da-

mit abgaben. Zuverlässig ein eigner Charakter an jedem Hofe.

Sie pflegte gemeiniglich, wenn sie nach Versailles kam, bei der Herzogin von Ventadour, ihrer Freundin, zu wohnen, wo die Jesuitenparthei ihre Zusammenkünfte hielt. Da sie auf diesen Gegenstand der Unterhaltung nicht zu achten schien, so legte man sich in ihrer Gegenwart keinen Zwang an, wenn man von den Operationen gegen die Gegner der Konstitution redete.

Einmal zog sie der Kardinal wider Willen in diese schadenfrohen Unterredungen, indem er ihr entdeckte, daß der Befehl, den Kardinal Noailles aufzuheben, am nächsten Tage ausgefertigt werden sollte, und hinzusetzte, er hoffe sie werde als Freundin der Herzogin von Ventudour an dem Triumphe der guten Sache Theil nehmen. Chausseraye bezeigte laut ihre Freude, und entwarf in demselben Augenblicke den Plan, den Kardinal, welchen sie sehr hochachtete, zu warnen. Noch an demselbigen Tage machte sie dem Könige die Aufwartung wie gewöhnlich, und sagte ihm mit Theilnahme, daß sie ihn nicht so munter als gestern finde. Sie scheinen traurig zu seyn, hat man ihnen Verdruß gemacht? — Du hast wohl recht, mein Kind, erwiederte der König, man will mich zu einem Schritte bewegen, der mir zuwider ist. Das macht mir Sorge und Verdruß. — Ich ehre ihre Geheimnisse, Sire, fuhr sie fort, aber ich wollte

wetten

wetten, daß es wieder wegen der Bulle ist, von der ich kein Wort verstehe; oder vielmehr ich bekümmere mich lieber nicht um die Zänkereien. Wenn es weiter nichts ist als das, so sind Ew. Majestät wahrhaftig zu gut, lassen Sie die Leute zusammen streiten bis sie fertig sind. Diese Menschen denken auch nur an sich, und sorgen weder für Ihre Ruhe, noch für Ihre Gesundheit. Das ärgert mich, und bekümmert das ganze Königreich. — Du bist sehr gut, erwiederte Ludwig, ich möchte es wohl machen, wie du sagst. — So thun Sie es doch, und lassen die Priesterzänkereien fahren. Sind Sie wieder bei Kräften, so wird alles gehen.

Ludwig gab ihr nach dergleichen Hin- und Herreden sein Wort, daß er morgen die Sache, die ihm im Kopfe läge, abbrechen, und aufs strengste verbieten wollte, nie wieder davon zu reden. Chausseraye verließ den König, um denselben Abend bei der Herzogin von Ventadour zuzubringen. Am Morgen setzte sie sich sehr früh in ihren Wagen, schickte einen Vertrauten im Voraus an den Erzbischof von Paris, und beschied ihn an einen gewissen Ort, wo niemand leicht hinkam. Hier erzählte sie ihm was geschehen war, und bat ihn, Paris ja nicht zu verlassen, weil man ihn daselbst aus Furcht vor dem Volke gewiß nicht würde arretiren lassen. Kaum hatte sie ihm binnen einer Viertelstunde diese Nachricht gegeben, so setzte sie sich in ihren Wagen, und war wieder zu Versailles, ohne

daß jemand geahndet hatte, daß sie verreist gewesen wäre.

Sie brachte denselbigen ganzen Tag bei der Herzogin von Ventadour zu, um gelegentlich zu erfahren, ob der König Wort gehalten hätte. Beim Spiele kam der Kardinal Rohan mit traurigen Geberden, und sagte der Herzogin etwas bei Seite, er spielte nicht und saß tiefsinnig in einer Ecke des Zimmers. Chausseraye verließ das Spiel und setzte sich zu ihm unter dem Vorwande, ihm Gesellschaft zu leisten. Sie fragte nach seinem Befinden, nach seinen Zufällen, meinte, er müsse nicht wohl seyn, und betheuerte, ihr selbst sey so traurig, ohne daß sie selbst wisse warum? Vielleicht begegnete es ihm eben so. Der Prinz, der eben nicht zu den klügsten gehörte, äusserte, er wisse recht wohl, woher seine verdrüßliche Laune käme. Der König sey ein schwacher, unzuverlässiger Mann, er habe den Pater Tellier heilig versprochen, den Kardinal Noailles aufheben zu lassen, und sey nun schon wieder anders Sinnes geworden. Diesen Morgen habe er dem Beichtvater und ihm gesagt, er hätte über die vorgeschlagene Aufhebung ernstlich nachgedacht, und gefunden, daß es nicht rathsam sei diesen Schritt zu thun, wolle auch nicht, daß man der Sache je weiter gedächte, und dann habe er beiden den Rücken zugekehrt. Die Chausseraye stimmte ihm in Absicht der Unbeständigkeit des Königs seufzend bei, und horchte, ob man nicht einen andern Versuch zu

machen gedächte? Allein sie hatte das Vergnügen zu hören, daß man nicht geneigt sey, sich mit einem neuen Sturme in Gefahr zu setzen, den König noch mehr aufzubringen. Ludwigs letzte Krankheit hemmte die Thätigkeit des Tellier, wie wir weiter unten sehen werden, wo sich zugleich Gelegenheit finden wird, noch ein paar Züge von der religiösen Schwachheit des Königs anzuführen.

Eilftes Kapitel.

Ludwig im Verhältniß gegen seine Familie. — Der erste Dauphin, sein Charakter und Tod — zweiter Dauphin, der Herzog von Burgund und seine Gemahlin — plötzliche Todesfälle in der königlichen Familie — Ludwigs Neigung gegen seine natürlichen Kinder — sein Testament zu Gunsten des Herzogs von Maine.

Irgend ein berühmter Schriftsteller sagt, daß man schlechte Männer, sogar Verbrecher milder beurtheilen werde, wenn man sie unter ihren Kindern sehe, und es ist allerdings wahr, daß oft die rohesten Menschen in solchem Falle eine unerwartete Weichherzigkeit beweisen. Demnach aber müßte man den unter die Menschen vom allergeringsten Gehalte setzen, dem herzliche Liebe zu seinen Kindern fremd wäre. Ludwig scheint

unter diese gehört zu haben, da er fast nie gegen seine Kinder väterliche Zärtlichkeit hat blikken lassen. Man würde ihn indessen offenbar unrecht thun, wenn man ihn deßhalb zu den härtesten, gefühllosesten Menschen zählen wollte, man trifft die Wahrheit, wenn man sagt, er habe meist über dem Könige den Vater vergessen.

Mit seiner Gemahlin hatte er fünf Kinder erzeugt, nemlich zwei Söhne und drei Töchter, die aber bis auf den Dauphin Ludwig alle schwächlich zur Welt kamen, und sehr frühzeitig starben. Desto mehr Kinder zeugte er ausser der Ehe, deren wenigstens zehn als die Seinigen bekannt waren. Diese sogenannten natürlichen Kinder waren fast alle gesund, und blieben am Leben, zwei ausgenommen, so daß der König seinen Leibarzt voll Verwunderung um die Ursache dieser seltsamen Erscheinung fragte. Der Arzt gab ihm eine so freimüthige und befriedigende Erklärung, daß der König nie wieder darnach fragte.

Der erwähnte Dauphin Ludwig, bekannt unter dem Namen des großen Dauphins, war ein Herr von ziemlich eingeschränkten Fähigkeiten. Sein Vater, der damals noch in seinen besten Jahren war, trug auch eben nicht viel Sorge, daß diese wenigen Fähigkeiten gehörig ausgebildet würden. Auf diese Weise hatte er nichts von ihm zu fürchten, besonders da er ihn wie einen Fremden von allen Regierungsgeschäften entfernt hielt. Der Dauphin, der bei spätern Jah-

ren die Maximen seines Vaters wohl durchschauete, nahm absichtlich einen höhern Grad von Trägheit an, als er von Natur besaß, um seinem Vater keine Veranlassung zum Mißtrauen zu geben, und suchte ihm unter der Gestalt eines folgsamen Unterthans nie als künftiger Thronerbe zu erscheinen. Er konnte ganze Tage im Bette liegen, oder ganz still auf einem Sessel sitzen und mit einem Stöckchen an die Schuhe schlagen, ohne einen artikulirten Laut von sich zu geben. Er saß Stundenlang auf die Arme gestützt, beide Hände vor den Ohren, und unverwandt auf einen leeren Tisch sehend. Er nutzte die Vorrechte, die er als Kronprinz besaß, weder zu seinem noch zu jemandes Nutzen, und wenn man ihn um seinen Beistand bat, so gab er oft die Antwort, daß man gerade deswegen abschlägliche Antwort vom Vater erhalten würde, weil man sich an den Sohn gewendet hätte. Er hatte nicht unrecht. Ludwig war so eifersüchtig auf seine Alleinherrschaft, daß er dem Dauphin nicht einmal gestattete, seine Kinder nach seinem Willen oder unter seiner Aufsicht zu erziehen. Blos in einem Punkte bewies der Dauphin einen gewissen Starrsinn, daß er nemlich den natürlichen Kindern Ludwigs die Achtung durchaus versagte, welche der König von dem ganzen Hofe für sie verlangte. Nach dem Tode seiner Gemahlin hatte der Dauphin mehr aus Gewohnheit als aus Neigung einige Maitressen oder sogenannte Freundinnen. Die-

sen untersagte Ludwig wieder aus Rachsucht den Hof, und legitimirte den unehelichen Sohn des Dauphins nicht. Dazu trug die Maintenon, vermöge ihrer natürlichen Liebe zum Herzog von Maine das Ihrige redlich bei. Unter den Maitressen des Dauphin nimmt die Choin die beträchtlichste Stelle ein, die er auch im Jahre 1702 heimlich heirathete, wie Ludwig die Maintenon geheirathet hatte. Man nennte diese Art Heirathen damals Gewissensheirathen, und sie waren nach des Königs Beispiele unter den Großen ziemlich Mode. Beide Weiber wünschten ihre Heirathen öffentlich erklärt zu sehen, und thaten als solche doch wenigstens etwas Gutes, daß sie Vater und Sohn einander etwas näher brachten. Die Choin beredete den Dauphin zu mehrerer Achtung gegen die Maintenon, welches seinem Vater schmeichelte, und die Maintenon stellte Ludwig die Verbindung seines Sohnes mit der Choin in einem so günstigen Lichte vor, daß er ihn und seine Gemahlin besser leiden lernte. Beide erreichten indessen bekanntlich ihre Absichten nicht.

Dieser Dauphin starb am 14ten April 1711, wie einige sagen, an Gift, nach andern an einem entzündlichen Fieber. Es ist für den, dessem Herzen die Gefühle der älterlichen Liebe nicht ganz fremd sind, schauderhaft zu hören, wie kalt Ludwig die Nachricht von dem Tode seines leiblichen Sohnes empfing, und daß er nicht einmal Sorge trug, daß die Leiche mit Anstand

beerdigt wurde. Die Dienerschaft, welche Ludwigs Gesinnungen gegen den Dauphin wohl kannte, und fürchtete für eine gewisse Ergebenheit zurückgesetzt zu werden, trieb ihre Niederträchtigkeit so weit, daß sie die Leiche verließ, und sich von Meudon, dem Aufenthalt des Dauphins, entfernte. Die Leiche wurde nicht geöffnet oder einbalsamirt, sondern blos in der Kapelle ausgestellt; ja der Ceremonienmeister war so niedrig, nicht einmal das gewöhnliche Leichentuch dem Prinzen zukommen zu lassen. Das Volk, welches die Maintenon im Verdacht der Vergiftung hatte, rächte sich — durch ein kleines Gedicht an Vater, Sohn und Maitresse. Eben so elend war der Leichenzug nach St. Denys. Der Sarg ward nicht einmal auf einen ansehnlichen Trauerwagen gesetzt, sondern auf einen, der zu kurz war, so, daß die Füße über ihn hervorragten. Das Volk, welches den Dauphin liebte, weil es der Regierung Ludwigs überdrüßig war, und sich während der Krankheit mit vieler Theilnahme durch Deputirte nach dem Befinden des Prinzen hatte erkundigen lassen, war sehr aufgebracht über diese gleichgültige Behandlung der Leiche, und äusserte laut, daß es, wenn man ihm die Besorgung derselben überlassen, eine Million nicht geschont haben würde.

Der ganze Hof buhlte nun um die Gunst des neuen Dauphins, des Herzogs von Burgund, und seiner Gemahlin, einer Savoyischen

Prinzessin. Diese sehr merkwürdigen Personen müssen wir genauer kennen lernen. Der Herzog von Burgund war am 6ten August 1682 geboren, und zwar mit Fehlern, welche nicht viel Gutes von ihm für die Zukunft erwarten ließen, namentlich mit einer Wildheit und einem Eigensinne, dem er alles aufopferte. Er prügelte seine Leute, wenn sie in seinem Vergnügen oder Beschäftigungen ihn zufälliger Weise unterbrachen. Er zerschlug seine Uhren, wenn sie zu einer Zeit zur Arbeit riefen, wo er Lust zu spielen hatte. Ueber den Regen konnte er sich dermaßen ärgern, daß er die Fensterscheiben zerbrach. Was ihm verboten war, verfolgte er mit der äussersten Hitze, selbst wenn er es sonst nicht achtete, und jeder Widerstand brachte ihn auf bis zur Wuth. Vergnügungen und Ausschweifungen, namentlich den Wein, liebte er bis zum Uebermaß. In den ersten Jahren war er nicht dahin zu bringen, etwas zu lernen, wenn man ihn nicht mit zwei Dingen zugleich beschäftigte. Dabei hatte er einen so lebhaften Witz, daß er von allen Dingen gleich die lächerlichste Seite auffaßte, und selbst seinen Lehrern leicht abmerkte, was ins Lächerliche gedrehet werden konnte. Er pflegte oft so scheinbar naive und doch so verfängliche Fragen zu thun, daß sie sich in einer ziemlichen Verlegenheit befanden; ohngeachtet beide, der Herzog von Beauvilliers und Fenelon, Männer von ausgezeichneten Geisteskräften waren. Dabei hatte

er doch einen Zug, der zu Verbesserung seiner Fehler Hofnung machte, daß er nemlich bereute, wenn er jemand durch seine Heftigkeit oder Witz beleidigt hatte, daß er seine Fehler gestand, und gegen sich selbst bis zur Wuth unwillig wurde. Hatte er einmal Lust zu einer Sache, so bot er auch allen Schwierigkeiten Trotz, bis er sie gründlich verstand.

Auf diese beiden Züge bauete Fenelon vorzüglich seine Hofnung, mit Gedult und Scharfsinn jenen Fehler nicht nur zu unterdrücken, sondern sie in die entgegengesetzten Tugenden umzuwandeln, und Frankreich einen König zu geben, zu welchem er in seinem Telemach das Muster aufgestellt hat. Geraume Zeit schien der Prinz aller Anstrengungen zu spotten, aber endlich ergriff er ihn, und bildete einen Mann aus ihm, von welchem Frankreich sein Heil, und Europa das Muster eines vollkommnen Fürsten erwartete.

Ihm ward die Prinzessin von Savoyen, Adelaide, als Unterpfand des Friedens zur Gemahlin bestimmt, und 1696 in ihrem eilften Jahr nach Frankreich gebracht, um unter der besondern Aufsicht der Maintenon zur künftigen Königin von Frankreich gebildet zu werden. Ein Kind von vielem Geiste, das man schon früh unterrichtet hatte, wie es sich seines Großvaters Gunst erwerben müßte. Die Maintenon fand sich durch die Art, wie man ihr die Bildung desselben von Seiten des Hauses Savoyen auf-

trug, so geschmeichelt, daß sie alles anwendete, um dieses schwere Geschäft mit Ehren zu vollenden. Sie brachte der Prinzessin eine Neigung bei, die Stiftung von St. Cyr fleißig zu besuchen, und umgab sie mit jungen Personen von unzweideutiger Tugend. Die Prinzessin, thätig und lebhaft wie sie war, fand bald Geschmack an den Geschäften der Stiftsfräuleins, und ließ sich in der Oekonomie, von dem was zur Haushaltung gehört, in der Registratur und von den Verwaltungs-Geschäften unterrichten. Im Noviciat wurde sie in den Wissenschaften unterrichtet, in den Klassen übte sie sich im Befehlen und Gehorchen, und that alles, was ihr aufgetragen wurde mit Munterkeit und Lust.

Wie die Zeit ihrer Vermählung näher rückte, umgab sie die Maintenon mit Personen von gesetztern Jahren, welche mit ihr mehr von ihren künftigen Pflichten als Gattin und Mutter sprachen. Um sie hier ohne Zwang zu leiten, traf sie die Veranstaltung, daß die Personen, welche um sie waren, ihr keine direkten Verweise geben, sondern durch betrübte Minen und eine gewisse Zurückhaltung zu verstehen geben mußten, sie habe gefehlt, so wie sich alle Gesichter aufheiterten, wenn sie ihre Pflichten genau beobachtet hatte. Dabei machte sie die Maintenon mit den Gesetzen und Wünschen des menschlichen Herzens, mit dem Zweck der Hofleute überhaupt und den Hofpartheien bekannt, und wachte

mit großem Scharfsinn, daß verdorbne Höflinge das nicht wieder zerstörten, was sie bauen wollte.

Trefflich sind die Regeln, welche sie dieser Prinzessin in ihren Briefen giebt, und durchaus praktisch, wenn sie auch bisweilen in den Bewegungsgründen irrt und mehr nach dem argumentirt, was eine lange komplicirte Erfahrung ihr an die Hand gab, als nach einfachen Grundsätzen, welche dieselben Regeln auf einem kürzern Wege geben, und leichter zu übersehen und zu ordnen sind. Sie empfiehlt vor allen Dingen Gottesfurcht als der Weisheit Anfang, und die Liebe als des Gesetzes Erfüllung. Die Lesung weltlicher Bücher empfiehlt sie, ob sie gleich weniger unterrichteten als die Bibel. Die Erstern, sagt sie, machen uns stolz und vorlaut, die Letztere demüthig. „Ziehen Sie," sagt sie, „die „Pflichten ihres Standes den äusserlichen Andachtsübungen vor, meiden Sie Müssiggang „und Wollust, welche das Herz unvermerkt verderben; achten Sie die Kirche und ihre Diener, „beschützen die Rechtschaffnen, unterstützen die „Unglücklichen, meiden Sie alle Neuerungen in „Religionssachen, und bezeugen dem heiligen „Stuhle Ihre Ergebenheit."

„Hoffen Sie kein vollkommnes Glück! Es „findet sich nicht auf der Erde, und am wenigsten am Hofe. — Tragen Sie die Abhängigkeit von Ihrem Gemahl nicht mit Unwillen „oder Schaam, sondern betrachten Sie ihn als „Ihren besten Freund und Vertrauten, rechnen

„aber in der Ehe auf keinen steten Frieden. —
„Erzeigen Sie sich gegen Ihren Gemahl gefäl-
„lig, hoffen aber nie von ihm so viel Zärtlich-
„keit, als Sie gegen ihn fühlen werden. Die
„Männer sind tyrannisch, sie verlangen die Frei-
„heit der Weiber. Untersuchen Sie nicht, wie
„weit sie dazu ein Recht haben; genug daß es
„eingeführt ist. (Heißt das nicht mit einer
„Hand niederreissen, was sie mit der an-
„dern gebauet hatte? Welcher weibliche Unsinn,
„zu sagen: sehen Sie einen Mann für Ihren
„Freund an, ohngeachtet er eigentlich Ihr Ty-
„rann ist.) — Denken, schreiben, reden und
„handeln müssen Sie, als wenn Sie Tausende
„zu Zeugen hätten. — Man giebt Fürsten die
„Regel sich in der Verstellungskunst zu üben;
„sie ist falsch. Verstellung stürzt in Verlegen-
„heit. — Lieben Sie Ihre Kinder, und be-
„schäftigen sich fleißig mit ihnen, das ist die
„rühmlichste Beschäftigung für die Prinzessin,
„wie für die Bürgersfrau. — — Sie sind das
„erste Frauenzimmer in der Welt, aber (man
„darf Ihnen nicht schmeicheln) auch deswegen
„das Unglücklichste."

Das Beilager dieser beiden hoffnungsvol-
len Kinder (denn etwas mehr waren sie damals
noch nicht) ward im December 1697 mit großer
Pracht vollzogen, und denselben noch eine zwei-
jährige Enthaltung aufgelegt, aber nicht lange
beobachtet. Der Herzog zeigte mit jedem Jahre
mehr Verstand, Ernsthaftigkeit, Sittlichkeit und

Religiosität, und die junge Herzogin so viel Witz, Munterkeit und gefälliges Wesen, daß Ludwig sie bald so innig liebte, daß ihr seine Gesellschaft unentbehrlich wurde. Desto weniger gelang es ihr und dem Herzoge, die Neigung des Dauphins, seines Vaters, zu gewinnen. Die Rotte von Meudon, oder die Hofparthei, welche sich an den großen Dauphin anschloß, weil sie glaubte, Ludwig würde nicht lange mehr leben, unterhielt die Feindschaft zwischen Vater und Sohne durch stete Zuträgereien und Verläumdungen. Der Herzog von Burgund lebte daher sehr still und wie schüchtern in seinem Hause, und war vielen durch seine strenge Tugend lästig, so wie er andre durch unvorsichtige Anwendung seiner Kenntnisse als Kunstrichter beleidigte, namentlich den König, der es überhaupt nicht leiden konnte, wenn jemand viel zu wissen schien. Eben so fand man es pedantisch, daß er nach den Vorschriften seiner Lehrer seine Zeit mehr zu Erweiterung seiner Kenntnisse als zu Hoflustbarkeiten anwendete, denen er zu entkommen suchte, wo er nur konnte.

Durch den Tod seines Vaters sahe er sich von einem Zwange befreiet, der ihn sehr betrübt hatte, und schien seitdem ein ganz andrer Mensch geworden zu seyn. In der Ueberzeugung, daß er einst als Ludwigs Thronfolger die Wohlgewogenheit desselben vor allem erwerben müßte, um bald möglichst mit den Regierungsgeschäften bekannt zu werden, nahm er ein munteres We-

sen an, zeigte sich mehr bei den Hoflustbarkeiten, namentlich in Marly, vergnügte sich zuweilen mit der Jagd und sprach öfter mit den Hofleuten. Seine Gespräche waren stets lehrreich und scharfsinnig, und fielen oft auf Künste und Wissenschaften, um die man sich bei Hofe bisher eben nicht bekümmert hatte. Dabei war er sehr gefällig und zuvorkommend, und beobachtete genau den Rang, das Alter und die Verdienste dessen, mit dem er zu thun hatte. — Durch diese Eigenschaften erwarb er sich nicht blos die Zuneigung seines Großvaters und der gewöhnlichen Höflinge, sondern auch aller ächten Freunde des Vaterlandes und des Volks, das von seiner Regierung ein Reich des Friedens und der Gerechtigkeit erwartete, und zu erwarten berechtigt war. Seine beiden Lehrer, der Herzog von Beauvillers und Fenelon, genossen die Ehre, einen so würdigen Mann gebildet zu haben, und das Vertrauen ihres Zöglings, der nie vergaß, daß er alles durch ihre kluge Behandlung geworden sey.

Ludwig fand großes Wohlgefallen an dem Betragen seines Enkels und dessen Gemahlin; beide wurden ihm mit jedem Tage lieber, und versüßten ihm die Beschwerlichkeiten des Alters. Beide wußten aber auch die Gunst der Maintenon zu gewinnen, ohne welche ihnen alle anderweitige Verdienste bei Ludwig nichts geholfen hätten. Der Herzog begegnete der Alten mit großer Hochachtung, und die Herzogin blieb ge-

gen sie stets in dem zärtlichen Verhältnisse eines Kindes gegen seine Mutter. Kein Verweis, den sie bekam, machte sie verdrüßlich; immer wußte sie eine Kleinigkeit aufzufinden, welche der Maintenon schmeichelte, immer hüpfte sie mit jugendlicher Munterkeit um die mürrische Alte, welche sie nicht anders als Tantchen nennte, und dafür manchen Spaß vorbringen konnte, den man einer andern sehr übel genommen haben würde.

Bald ließ Ludwig, was niemand erwartet hatte, der seine Eifersucht kannte, den Dauphin an den Regierungsgeschäften Antheil nehmen, und zwar, wie man sagt, auf Anrathen der Maintenon, welche die Anmaßungen der Minister in die Länge unerträglich und gefährlich fand, und hoffte, daß der Dauphin, wie er sich bisher gezeigt, und durch den Einfluß seiner Gemahlin, die er sehr zärtlich liebte, auch künftig zeigen würde, mit mehrern Vortheil für sie das Vertrauen des Königs theilen würde. Ausserdem konnte sie auch dann bei dem vielleicht nahen Tode des Königs auf den Dauphin rechnen, wenn sie sich schon jetzt um seine Freundschaft bewarb. Ludwig eröffnete ohne weiter Vorbereitung an einem Morgen den sämmtlichen Ministern, daß sie von nun an bei dem Dauphin arbeiten sollten, so oft er es verlangte, und auch ungefordert zu ihm gehen, um ihm von der Vollziehung eines angefangenen Geschäfts Rechnung abzulegen,

Für die Minister, welche bisher fast alles nach ihrem Gutdünken und zum Theil mit einer gewissen Bequemlichkeit verrichtet hatten, war es eine sehr drückende Forderung, auf einmal mit einem gelehrten und scharfsinnigen Manne zu arbeiten, dem Arbeit Bedürfniß war, und der nicht blos die Ehre des Königs, sondern das Wohl seines Reichs zum Zweck, und so oft er wollte, besondern Zutritt zum Könige hatte. Sie kamen daher zum Dauphin als Verurtheilte, welche die Freude auf dem Gesicht und die Unruhe im Herzen trugen. Er empfing sie aber sehr gnädig, und ließ sie selbst entscheiden, in welcher Ordnung sie künftig glaubten die Geschäfte mit einander am bequemsten verhandeln zu können.

Von dieser Zeit an kürzte er seine wissenschaftlichen Beschäftigungen und religiösen Uebungen um vieles ab, um desto mehr Zeit zu Regierungsgeschäften übrig zu behalten. Er bewies immer dieselbe Unterwürfigkeit gegen den König, dieselbe Achtung gegen die Maintenon, dieselbe Zurückhaltung gegen jeden, die er bisher beobachtet hatte. Vor allen suchte er seine Umgebungen gründlich kennen zu lernen, um den Schwätzer von dem Wohlunterrichteten, den Schmeichler von dem Wohlwollenden, den Rechtschaffnen von dem Heuchler zu unterscheiden. Er gab auf alles, auf Reden, Minen und Handlungen acht, und wußte seine Nachforschungen so verschlungen fortzuführen, daß man selten seinen

seinen Hauptzweck errieth. Er entfernte sich soviel als möglich von den gewöhnlichen Lustbarkeiten, und nutzte sogar seine Spaziergänge, um sich mit Sachverständigen vom Kriege, vom Seewesen, von der Handlung, und von ähnlichen einem Fürsten wissenswürdigen Gegenständen zu unterreden.

Da rechtliche Männer einmal wußten, daß er von allen gründlich unterrichtet seyn wollte, so erhielt er überall her gute Nachrichten von einer Menge eingerißner Misbräuche, und den Mitteln, ihnen abzuhelfen. Er hatte den Vorsatz, wenn er einst König würde, das Reich in eine Anzahl fast gleicher Distrikte zu theilen, jeden durch Mitglieder aus seinem Mittel regieren zu lassen, und aus diesen nach Befinden der Umstände Generalstaaten zu bilden, und mit ihnen über das Beste des Reichs zu berathschlagen. Er wollte, daß nur Verdienste hohe Ehrenstellen brächten, nicht aber Geld und Geburt. Er äußerte sogar einst in Ludwigs Gegenwart, daß er glaube: die Könige seien für das Volk, nicht aber das Volk für die Könige gemacht. Es ist nicht schwer zu erklären, warum Ludwig am nahen Ende einer langen Regierung diesen Satz ohne beleidigt zu werden anhörte.

So wie Ludwig einen Theil seiner Regierungssorgen auf die Schultern des Herzogs von Burgund legte, und sich dadurch eine beträchtliche Erleichterung verschaffte, so fand er fast

nirgends mehr Vergnügen, als in der Gesellschaft der Herzogin, welche er immer um sich haben wollte. Diese hatte ihn so genau studirt, daß sie nicht leicht etwas that, was ihm hätte misfallen können; im Gegentheil bot sie ihre ganze Erfindungskraft und Witz auf, um immer etwas Neues zu erfinden was ihn vergnügte. Ludwig verlangte sie bei allen Lustparthien, und sie zwang sich ihm zu Liebe, selbst wenn ihr nicht wohl war, gegenwärtig und heiter zu seyn. Fehlte sie bei dem Könige einen Abend, so bemerkte man seine Langeweile aus seinem Schweigen und aus einen finstern Ernste, der sich über sein ganzes Wesen verbreitete. Die Mittel, deren sich die Herzogin bediente, Ludwig zu vergnügen, waren nicht immer feiner Witz, sondern oft nur Getöse, Springen, Schwänke, Neckereien, mit einem Worte, eine Art Ausgelassenheit, welche blos einem von Natur sehr lebhaften Menschen ansteht, und ein gewisses Aeusserliche erfordern, um ohne Ekel aufgenommen zu werden. Allerdings war ihr ein hoher Grad von Lebhaftigkeit natürlich, aber wenn man das, was die Herzogin von Orleans über diesen Humor schreibt, und ihre einzelnen Antworten über verschiedne Umstände in Betrachtung zieht, so entdeckt man einen Charakter, der recht wohl wußte was er wollte, und sich nur zwang, nichts Ernsthaftes zu beabsichtigen zu scheinen, und — dieses Zwanges herzlich müde war. Ihr ganzes Betragen war eine

unter der Leitung der Maintenon mühsam einstudirte Rolle. Die sehr verschlagne Frau hatte seit ihrer Verbindung mit Ludwig wohl bemerkt, daß seine mannigfaltigen Ausschweifungen seinem Körper die Kraft entzogen, welche dem Geiste seinen Schwung giebt, und daß die Zerstreuungen, deren er allzu sehr gewohnt war, ihm einen Ekel an geistiger Unterhaltung, am meisten an der Unterhaltung mit sich selbst beigebracht hatten. Sie wußte, daß der Mann, welcher noch in den Tagen seiner vollen Kraft nur Sinnenlust gekannt und gewünscht hatte, von dieser Gewohnheit nicht wieder abgehen würde, und zog daraus den Schluß, daß Beschäftigung der Sinne das sicherste Mittel seyn würde, ihn fest an sich zu binden. Sie sann daher unaufhörlich darauf, ihn zu Zerstreuungen zu bereden, oder selbst dergleichen zu erfinden. Dahin gehörten Reisen, Schauspiele, Aufzüge, Audienzen 2c. Allein da in die Länge auch der fruchtbarste Kopf arm an Erfindungen wird, und ihre zunehmenden Jahre sie verdrüßlicher und unaufgelegter zu solchen Dingen machten, so befand sie sich bei allem Glanz, der sie umgab, in einer peinlichen Lage. Sie hat diese Gemüthsverfassung nicht nur hin und wieder in ihren Briefen ausgedrückt, sondern sie wünschte sich sogar einst gegen ihren Bruder im Uebermaße des Verdrusses den Tod. Ein andermal rief sie gegen eine Vertraute aus: Welch eine schreckli-

che Lage, einen Menschen amüsiren zu müssen, der nicht mehr amüsabel ist!

Wie gern hätte sie dieses traurige Geschäft auf den Nacken eines andern geworfen. Allein ihr treues Gedächtniß erinnerte sie an den Streich, den sie einst in gleichem Falle der Montespan gespielt hatte, und ließ sie fürchten, daß eine andre gegen sie das Recht der Wiedervergeltung brauchen möchte. Sie erwartete daher eine weniger gefährliche Gelegenheit, sich die Last der Unterhaltung zu erleichtern, und fand sie endlich an der Prinzessin von Savoyen, deren Bildung zur künftigen Kronprinzessin ihr, wie schon gedacht, von den Eltern der Prinzessin und von Ludwig aufgetragen war. Die ungemeine Lebhaftigkeit der Prinzessin, ihr Witz, die Zuneigung, welche Ludwig bald zu ihr faßte, erzeugten bei einer so scharfsinnigen Frau den Gedanken auf diese Person einen Theil ihrer bisherigen schweren Bürde zu legen. Um aber auch hier sich nicht eigner Gefahr blos zu stellen, wußte sie die Prinzessin sich so ergeben zu machen, daß sie menschlichem Ansehen nach keine Hinterlist von ihr zu befürchten hatte. In dieser Absicht nahm sie das volle Ansehen einer zweiten Mutter an, ließ alle Reden und Handlungen der Prinzessin beobachten, hatte sie stets um sich, behandelte sie mit Liebe, und ließ ihr vieles hingehen, was sie als strenge Sittenrichterin, wie sie in ihren Briefen erscheint, wohl hätte ahnden sollen. Vor allem war sie bemüht, die Prin-

zessin in einem Zustande der Kindheit zu erhalten, und die Flatterhaftigkeit durch muntre Gesellschaft wo möglich zu vermehren, so, daß sie nicht Neigung fühlte, sich mit ernsthaften Dingen zu beschäftigen. Mit Vergnügen bemerkte sie, daß ihre Behandlung fruchtete; die Prinzessin kettete sich ganz an sie, schmeichelte ihr, nannte sie Tantchen, nahm Verweise mit Thränen an, und schien die ausgelassenste Person am Hofe werden zu wollen.

Jetzt rückte sie ihrem Ziele von zwei Seiten näher. Sie belehrte die Prinzessin, daß ihr künftiges Glück ganz vom Könige abhänge, und daß sie sich bemühen müsse, ihm nothwendig zu werden. Dies könnte bei einem Manne wie der König nicht durch großen Ernst oder Einmischung in die Regierungsgeschäfte geschehen, als worüber er sehr eifersüchtig wäre, sondern dadurch, daß man sich um alle diese Geschäfte gar nicht bekümmere, und nur bemüht sey, seine immerwährende düstre Laune zu erfreuen und ihn aufzuheitern. Der König sehe dabei auch gerade nicht auf gesuchten Witz, sondern auf eine Lustigkeit, durch welche Zuneigung und Ehrfurcht blickten. Die Prinzessin dankte schmeichelnd der Alten, und versprach diese liebreichen Erinnerungen zu nutzen, und bat um ihren fortgesetzten Unterricht und Beistand. Nach dieser Vorbereitung hatte sie beim Könige leichte Arbeit. Sie machte ihn auf die erheiternden Eigenschaften der Prinzessin aufmerksam, und gab ihm die

Versicherung, daß das Herz der Prinzessin mit kindlicher Liebe und Ehrfurcht gegen ihn erfüllt sey, und kein größres Glück kenne, als von ihm geliebt zu werden. Dabei habe er den Vortheil, daß er in ihrer Gegenwart sich nicht zwingen dürfe, da sie an Staatssachen gar keinen Geschmack finde, und nur immer darauf denke, sich und andre lustig machen. Für ernsthafte Gegenstände, für welche die Prinzessin einmal nicht gemacht sey, hoffe sie, die Maintenon, werde er ihr wie bisher sein Vertrauen schenken.

In kurzer Zeit war also die Herzogin von Burgund Ludwigs liebste Gesellschafterin, wie wir schon erzählt haben, sie war die Person, von welcher Ludwig um seiner Verdienste willen rein und aufrichtig geliebt zu werden glaubte, da er nicht leicht etwas abschlagen konnte. Die Höflinge schienen ebenfalls zu glauben, als ob die Prinzessin nur ihrem Humor, dem Rathe der Alten und ihrem Herzen folge, und völlig harmlos handle. Daß aber die Maintenon ihr unbedingt getrauet habe, ist nicht zu verbürgen; ein Weib wird dem andern schwerlich zu viel Gutes zutrauen.

Wie dem seyn mag, so sieht man aus vielen Umständen und aus den eignen Aeusserungen der Prinzessin, daß ihre vorgebliche Lustigkeit nur der Deckmantel war, ernsthafte Gedanken zu verbergen, das Werkzeug, Ludwigs Gunst zu erhalten, und daß sie das Gezwungene ihrer Lage sowohl gegen den König als

gegen die Maintenon wohl fühlte, und dessen bisweilen sehr überdrüßig war. Es entfuhren ihr manchmal Aeusserungen, die auf ihr Inneres schließen ließen, und ein ernsthaftes Nachdenken verriethen. So sagte sie einst in Gegenwart des Königs zur Maintenon: Wissen Sie wohl, Tantchen, warum in England die Königinnen besser regieren, als die Könige? Weil bei den Königinnen die Männer regieren, und bei den Königen die Weiber. — Ein andermal, da die Flamme des Spanischen Successionskriegs am stärksten wüthete, und Ludwig von allen Seiten bedrängt wurde, sollte sie im Saale zu Marly spielen. Mit wem soll ich spielen, rief sie lebhaft aus? Mit Weibern, die für ihre Männer, für ihre Kinder, für ihre Brüder zittern, während daß ich für Frankreich zittre. Am deutlichsten gab sie ihre Gesinnungen bei folgender Gelegenheit zu erkennen. Sie unterhielt mit ihrer Lustigkeit den König in Gegenwart der angesehensten Hofleute mit allerlei Kindereien, und wälschte aus einer Sprache in die andre. Darüber hielten sich die Herzogin von Bourgogne, und die Prinzessin von Conti, beide natürliche Töchter des Königs, auf, winkten einander zu, und zuckten mitleidig die Achseln. Die Herzogin von Burgund bemerkte es. Als der König weggegangen war, zog sie ein paar Hofdamen zu sich, und sagte voll Zorn: „Haben Sie die „Geberden bemerkt? Ich weiß so gut wie sie, „daß in allen meinen Reden kein bischen Ver-

„stand gewesen ist; aber der König verlangt Ge„töse; es unterhält ihn.“ Darauf drehte sie sich herum und fing an zu singen: „Ich lache ihrer, ich spotte ihrer.“ Die beiden Damen, welche darüber nicht wenig verlegen waren, baten sie ruhig zu seyn. Desto lauter wiederholte sie: „Ich lache ihrer! was mache ich mir aus „ihnen? Ich werde doch einst ihre Königin „seyn.“

Ihr Gemahl liebte sie zärtlich und mit einer an diesem Hofe ungewöhnlichen Treue. Sie soll ihn nicht so innig geliebt haben. Vielleicht war er ihr zu ernsthaft, vielleicht gefiel ihr seine Figur nicht, die etwas verwachsen war, wobei er zugleich hinkte. Man kann ihr zwar keine eigentliche Untreue vorwerfen, aber das ist gewiß, daß sie die Gesellschaft leichtsinniger Leute männlichen und weiblichen Geschlechts gern um sich hatte, und Geschmack an ihrer Unterhaltung fand. Nach dem Sprüchwort: Wer sich nicht verräth, den verräth seine Gesellschaft, würde wenigstens dadurch der Grund ihrer Tugend verdächtig werden. Ihr Gemahl zweifelte aber keinen Augenblick an ihrer Tugend *).

Doch die Freude des Reichs und die Hoffnung Frankreichs ward schnell zerstört. Am

---

*) Die Herzogin von Orleans bringt folgende Bemerkung bei: der gute Dauphin war wie aller galanten Weiber Männer, so allezeit die letzten seyn, welche solche Sachen merken.

5ten Februar 1712, an einem Freitage, überfiel die Herzogin gegen Abend ein Frost, welcher die ganze Nacht anhielt, den Sonnabend wegblieb, und die Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag wiederkehrte. Gegen 6 Uhr des Sonntags empfand sie unterhalb der Schläfe einen Schmerz, der nach und nach so heftig wurde, daß sie sagte: die Schmerzen der Geburt wären nichts dagegen. Das Fieber nahm bis zum Montage zu, und verlor sich den Dienstag in eine Schlafsucht, welche nur durch kleine Zwischenräume des Erwachens unterbrochen wurde. Der Kopf wurde schwer, man bemerkte auf der Haut einige Flecken, welche man für die Masern nahm, die in Versailles damals herrschten. Der König fing an unruhig zu werden, kam oft an das Bette, und befühlte den Puls. Die Aerzte ließen ihr Mittwochs nach damaliger Weise ein Brechmittel nehmen, welches ihr keine Erleichterung verschaffte, ohngeachtet es stark würkte, und auch die Flecken von der Haut verschwanden. Der Dauphin kam nur einige Minuten von ihrem Bette, und war äußerst düster. Den Donnerstag ward die Prinzessin so schlecht, daß man mit ihr wegen der Sakramente sprach. Dieser Antrag kam ihr so unerwartet, daß er sie nicht wenig niederschlug, und zu mancherlei ängstlichen Fragen nöthigte, die man so gelind als möglich zu beantworten suchte. Nachdem sie das Abendmahl und die letzte Oehlung empfangen hatte, versuchte man noch

ein Brechmittel und einen Aderlaß, aber ohne Wirkung. Die Gefahr nahm mit jedem Augenblicke zu, der ganze Hof drängte sich in das Zimmer, der König selbst betete eine Stunde an ihrem Bette, und so gab sie endlich am Freitage, eben da sich der König entfernen wollte, unter großen Schmerzen den Geist auf.

Der Herzog von Burgund blieb diesen ganzen Tag in seinem Zimmer eingeschlossen, wo er nur ohngefähr einige Vertraute sahe, unter denen sich auch der Herzog von St. Simon befand, dem wir bei dieser Erzählung als Augenzeugen folgen. Des Sonnabends reiste er nach Marly, wo ihm die königl. Familie und seine Lieblinge ihr Beileid bezeugten. „Gleich beim „Eintritt, erzählt St. Simon, erschrack ich über „seinen starren und wilden Blick, über die gänz„liche Veränderung seines Gesichts, und über „die breiten gelblichen Flecken, welche sich auf „denselbem zeigten. Seine Freunde baten ihn, „zum Könige zu gehen, das er denn auch, aber „wie im Traume that. Sobald ihn der König „erblickte, umarmte er ihn lange und wieder„holt, wobei die kurzen Reden immer durch „Thränen und Schluchzen unterbrochen wurden. „Erst nach einigen Minuten bemerkte der König „zu seinem Schrecken eben die Flecken, die wir „bemerkt hatten, und befahl den Aerzten den „Puls zu untersuchen. Sie riethen ihm sich zu „Bette zu verfügen, von dem er nicht wieder „aufstand. Das Fieber und die Flecken nah-

„men bis zum Dienstag immer zu, und des „Mittwochs zweifelten die Aerzte schon an sei„nem Aufkommen. In der Nacht von der Mitt„woche bis zum Donnerstage, hörte er die Messe „mit großer Andacht, blieb 2 Stunden in stil„ler Betrachtung, erhielt die letzte Oehlung, und „starb Morgens um 8 Uhr, als am 18ten Fe„bruar. Wenige Tage später ward der Herzog „von Bretagne, ihr ältester Sohn, und der „Herzog von Anjou von eben der Krankheit be„fallen. Der erstere starb, der letztere, damals „2 Jahr alt, wurde gerettet, und in der Folge „unter dem Namen, Ludwig XV. König.“

Diese so unerwarteten Vorfälle erregten das allgemeine Geschrei, daß diese königlichen Personen vergiftet wären, und die Aerzte, einen einzigen ausgenommen, behaupteten es ebenfalls. Andre hielten es für ein hitziges Fieber, wiewohl die erste Meinung immer die Oberhand behielt. Der Verdacht fiel auf den Herzog Philipp von Orleans, welcher der Erbfolge nach als Bruders Sohn des Königs, in der Regierung folgen mußte, wenn kein Zweig von Ludwigs eigner Familie übrig war. Bei dem Volke war diese Vorstellung schon so sehr zur Ueberzeugung geworden, daß man den guten Herzog auf offner Straße, namentlich bei dem Leichenbegängnisse, mit den verhaßtesten Namen belegte, und er mehr als einmal in Gefahr war, von dem Volke zerrissen zu werden. Selbst der Hof war mistrauisch gegen ihn, und flohe sei-

nen Anblick. Zugleich verbreitete sich das Gerücht, daß der König und die Maintenon selbst überzeugt wären, er habe diese Schandthat verrichtet. Allein, wenn man alles zusammen nimmt, was zur wahrscheinlichen Entscheidung über eine gegebne Thatsache gehört: so mußte man den Herzog durchaus davon frei sprechen. Statt aller übrigen Gründe von geringerm Gewichte, verdient in Betrachtung gezogen zu werden, daß der Herzog von Orleans, der in der Folge, während der Minderjährigkeit Ludwigs des 15ten, das Reich regierte, und das Leben dieses Kindes stets ohne alles Aufsehen verkürzen konnte, wenn ihm nach der Krone gelüstet hätte, die größte Sorgfalt anwendete, sein Leben zu erhalten. Ueberdieß gehörte der Herzog keinesweges zu den tückischen Charakteren, die im Verborgenen Böses stiften, sondern zu denen, die ihre thörichten Handlungen ohne alles Hehl verrichten; nicht zu den Herrschsüchtigen, die ihren Trieben alles aufopfern, sondern zu den unbesorgten Wüstlingen, die sich um nichts lieber bekümmern, als um Gegenstände ihrer Sinnlichkeit. — Endlich war auch der Herzog erbötig, die Gründe des Verdachts aufs schärfste untersuchen zu lassen, und sich deshalb freiwillig, während des Prozesses in die Bastille einsperren zu lassen, was aber der König nicht annahm.

Von dem königlichen Hause war nun niemand übrig als der Herzog von Berry, der

aber am 1sten May desselben Jahres ebenfalls einen tödtlichen Anfall bekam. Vergebens gab man ihm das gewöhnliche Brechmittel, und ließ ihm zur Ader. Er bekam heftige Blutstürze, und man konnte ihm nicht einmal die letzte Oehlung geben. Das Volk sprach auch hier von Gift, aber die Aerzte behaupteten, er hätte sich beim Reiten eine Ader zersprengt. Die Herzogin von Orleans stimmt dieser Behauptung der Aerzte bei, und sagt noch überdies, daß er seinen Tod durch unmäßiges Essen und Trinken beschleunigt habe.

Die Memoirenschreiber melden uns nicht, daß der König über einen so außerordentlichen Verlust, eine außerordentliche Betrübniß habe spüren lassen, sondern, daß er ihn mit unerschütterlichem Muthe getragen habe. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß ein Theil dieser Standhaftigkeit nur äußerlich gewesen, während daß er im Innern seines Herzens diesen Unfall für eine Züchtigung des Himmels für seine Sünden ansah, und daß seine abgestumpften Sinne eine Hauptstütze seiner gerühmten Ergebung abgegeben haben. Hierbei verdient besonders angemerkt zu werden, daß er nach dem Tode des Herzogs von Burgund Fenelon's Handschriften und Briefe an den Herzog und die Protokolle der Leichenöffnung eigenhändig verbrannte. Die gefundnen Papiere belehrten ihn, daß die Herzogin, der er sein ganzes Vertrauen geschenkt, ihrem Vater alles gemeldet hatte, was

zu seinem Nachtheile an Ludwigs Hofe vorging. Als er die Schatulle dieser Prinzessin öffnete und darin diese Beweise fand, sagte er zur Maintenon: die kleine Spitzbübin hat uns doch betrogen.

Seit dem Tode des Herzogs von Berry wendete sich die ganze Zuneigung des Königs auf die Seite der legitimirten Prinzen von der Montespan, den Grafen von Toulouse, und besonders den Herzog von Maine, den die Maintenon mütterlich beschützte, und für den Nothfall auf den Französischen Thron aufmerksam machte. Ludwig verordnete, auf ihr Eingeben, durch ein Edikt, daß, wenn einst keine rechtmäßigen Prinzen aus dem Hause Bourbon übrig wären, des Grafen und des Herzogs Kinder aus rechtmäßiger Ehe kronfähig seyn sollten. Frankreich sahe dieses Edikt als eine Machthandlung an, durch welche der König selbst auf die entfernteste Zukunft wirken wollte. Das Parlament hingegen registrirte das Edikt ohne Protestation, mit der Erklärung, daß es sich ganz auf die Weisheit des Königs verlasse. Dasselbe Edikt machte auch diese Prinzen zu Prinzen von Geblüte, nur mit dem Unterschiede, daß die eigentlichen Prinzen von Geblüte ihnen bei feierlichen Gelegenheiten vorgingen. Uebrigens würde es sehr schwer halten, ein Verzeichniß von den Verdiensten des Herzogs von Maine zu Stande zu bringen, die ihn der Französischen Krone würdig gemacht hätten. Ich

finde nur folgende: 1) er begegnete der Frau von Maintenon unausgesetzt mit großer Hochachtung; zum andern, er erzählte sehr gut und mit einem artigen Minenspiele; 3tens er hatte von der Maintenon eine große Anzahl Gebete gelernt. 4tens er hielt seine Fasten mit einer Strenge ohne Beispiel: 5tens, er besaß eine ziemliche Gabe nach Befinden zu loben und zu tadeln. Der Graf von Toulouse war ein Mann von sehr gefälligen und gutmüthigen Charakter, der viele Freunde hatte, und gegen die Geschäfte ganz gleichgültig schien, um weder Ludwig noch seinen vielvermögenden Bruder Veranlassung zum Mistrauen zu geben.

Da nach den Gesetzen des Reichs der Herzog von Orleans Regent werden mußte: so war jetzt der nächste Schritt für den Herzog von Maine, die Entfernung des Herzogs von der Regentschaft; dieses glaubte man am besten und sichersten durch ein erschlichenes Testament bewerkstelligen zu können. Man hatte schon vorher auf den Herzog von Orleans den gehässigen Verdacht der Giftmischerei fallen lassen, jetzt brachte man seine Ausschweifungen und Irreligiosität mehr als je zur Sprache, und suchte jene aus dieser herzuleiten. Man versicherte den König, daß er wohl auch noch seine Herrschsucht durch den Tod des kleinen Dauphins werde zu befriedigen suchen, und daß man ihm nie ohne Besorgniß die Erziehung des jungen Prinzen anvertrauen könne, ja daß vielleicht der

alte König selbst noch Nachstellungen von dem Herzoge zu befürchten habe. Dieses letztern Umstandes wegen wußte die Maintenon und der Herzog von Maine den König zu überreden, daß er ihrer Wachsamkeit stets benöthigt sei, um den Anschlägen des Herzog von Orleans zu entkommen. Auf diese Weise hielt endlich Ludwig den Herzog von Maine für die Person, der er sich selbst und den künftigen Thronfolger mit der größten Sicherheit anvertrauen könnte.

Indessen weigerte sich der König lange ein Testament zu machen; weil er im Voraus vermuthete, daß das Parlament, welches sich jedesmal unter den Minderjährigkeiten mit besonderm Nachdrucke zu behaupten pflegte, auch sein Testament für ungültig erklären möchte, vorzüglich deswegen, weil er ihm während seiner ganzen Regierung das Gewicht seiner Macht bis zur Vernichtung hatte fühlen lassen. Geraume Zeit waren alle Bitten und Vorstellungen der Maintenon und des Ministers Voisin vergeblich.

Endlich ergriff man das letzte Mittel, das unfehlbar auf den tiefgebeugten Greis berechnet war, den Troz. Die Maintenon schien sich wenig mehr Mühe zu geben, ihm ein Vergnügen zu verschaffen oder ihn angenehm zu unterhalten. Kam der König in düsterer Stimmung zu ihr um seinem Herzen Luft zu machen, so nahm sie wenig Antheil daran; wünschte er etwas, so that sie es zwar, aber stets mit anscheinendem

Wi-

Widerwillen und Zwang; und so handelte auch der Herzog von Maine. Ludwig merkte sehr gut, warum das alles geschah, aber er hatte bereits seine Ruhe und sein Vertrauen zu enge an die Maintenon und an den Herzog von Maine geknüpft, er war bereits zu schwach um einen entscheidenden Schritt zu thun, daß er es nicht mehr über sich vermochte, sich von diesen zwei Menschen zu trennen. Um also für seine wenigen noch übrigen Lebenstage nicht ganz verlassen dazustehen, entschloß er sich endlich ihnen den Willen zu thun, und zu Gunsten des Herzogs von Maine ein Testament zu machen, vermöge dessen dem Herzoge von Orleans zwar der Titel des Regenten, aber nicht die Erziehung Ludwigs des 15ten, und die Regierung uneingeschränkt übertragen wurde. Es ward festgesetzt, daß das Kommando über die Armeen dem Herzog von Maine, die Regierung des Reichs einem Reichsrathe übergeben, und dem jungen Prinzen Hofmeister unter der Aufsicht des Herzogs von Maine gesetzt werden sollten. Ludwig konnte indessen den Zwang nie verschmerzen, den ihm seine Günstlinge auflegten, und pflegte sich mehrmals mit Unwillen des Ausdrucks zu bedienen: „als ich noch König war.“ Derselbe Ludwig, der sonst stets zu sagen pflegte: das ist unser Wille, der nach einer Entscheidung nicht den leisesten Widerspruch ertrug, sagte zuletzt mit einer Art Schüchternheit zum Herzog von Maine: „Sie haben bei

„meinem Leben und nach meinem Tode groß „werden wollen, aber suchen Sie blos das zu „erhalten, was Sie haben.“

Nachdem das Testament geschrieben, und mit sieben Siegeln besiegelt war, berief er den Präsidenten des Parlaments und den Generalprokurator nach dem Lever in sein Kabinet, und übergab ihnen dasselbe mit den Worten: „Meine Herren, das ist mein Testament, dessen In„halt niemand weiß als ich, das ich Ihnen „einhändige, um es im Parlamente aufzubewah„ren. Dadurch geb ich Ihnen den größten Be„weis meiner Achtung und meines Vertrauens. „Das Beispiel meiner Vorfahren, und namentlich „das Beispiel des Testaments von dem Könige, „meinem Vater, läßt mich zwar ahnden, wie es „mit diesem gehen werde, aber man hat mich so „lange geplagt, daß ich es wohl thun mußte. „Es mag damit gehen wie es will, ich werde „Gedult haben, und will nicht mehr davon re„den hören.“ Bei diesen Worten entfernte sich der König, und ließ die Parlamentsräthe wie versteinert stehen. Endlich eilten sie nach Paris, um den Willen des Königs zu vollziehen. Sie ließen im Thurme des Palais, dessen Mauer sehr dick ist, ein großes Loch machen, und legten das Testament dahin. Die Oeffnung ward mit einer eisernen Thüre und einem eisernen Gitter verschlossen, und noch überdieß übermauert. Thüre und Gitter hatten jedes drei verschiedne Schlösser, und zu jedem war ein besondrer

Schlüssel, der ein Schloß vom Gitter und eins von der Thüre schloß. Die 3 Schlüssel nahmen der Präsident, der General-Prokurator und der Greffier des Parlaments jeder einen zu sich. Welche Vorsicht um ein Testament, das umgestoßen wurde, als der König kaum die Augen geschlossen hatte!

Zwölftes Kapitel.

Ludwigs Tod.

Der König hatte seit geraumer Zeit sichtbar gealtert, doch machte er noch einen Theil seiner Spaziergänge, und fand einige Unterhaltung an der Jagd. Am 11ten August 1715 kam er so ermüdet vom Spaziergange zurück, daß er nicht wieder auszugehen begehrte. Er konnte indessen noch bis zum 23sten Staatsrath halten, und fand sich des Abends bei der Maintenon zum Konzerte ein. Am 25sten, als am Ludwigsfeste, gegen 7 Uhr des Abends, schickte sich die Kapelle eben zum Koncerte an, als der König ohnmächtig wurde. Man schickte die Musik weg und nach den Aerzten, welche sogleich riethen ihm die Sakramente zu geben. Der Beichtvater Tellier erschien auch, ließ ihn beichten, reichte ihm das Abendmahl, und des Nachts um 11 Uhr die letzte Oehlung. Nachdem alles

dieses vollbracht war, ließ er den Herzog von Orleans kommen, und sprach eine Viertelstunde leise mit ihm, niemand konnte etwas verstehen. Am 26sten August ließ der König nach der Messe, in Gegenwart der Maintenon, des Beichtvaters, des Kanzlers, des Marschalls von Villeroi, und der innern Hausoffizianten, die Kardinäle Bissi und Rohan an sein Bette treten, und sagte zu ihnen: „Ich sterbe im Glauben „und in der Unterwürfigkeit gegen die Kirche, „ohngeachtet ich mich nicht auf die Gegenstände „verstehe, die sie jetzt beunruhigen. Ich habe „blos Ihre Rathschläge befolgt, und nichts ge„than, als was sie wollten. That ich nicht „wohl, so werden Sie es vor Gott verantwor„ten, den ich hiermit zum Zeugen anrufe." Die beiden Kardinäle überschütteten sein Benehmen mit Lobsprüchen.

Kurz darauf sagte der König: „Auch rufe „ich Gott zum Zeugen an, daß ich den Kardi„dinal Noailles nie gehaßt, daß es mir immer „leid gethan habe, ihm entgegen zu seyn: aber „man sagte mir, daß ich es thun müßte." Er hätte sich ohne Zweifel mit dem Kardinal noch ausgesöhnt, aber die Jesuitenparthei wußte eine Zusammenkunft auf eine boshafte Weise zu verhindern; indem sie den Kardinal benachrichtigten, daß der König sich unter der Bedingung mit ihm aussöhnen wollte, wenn er die Konstitution annähme. Da nun der Kardinal dies seiner Ehre wegen nicht thun konnte, so

sah er den König nicht, und erschien in den Augen desselben fortdauernd als Rebell. An demselben Morgen ließ der König sich durch die Herzogin von Ventadour den Dauphin bringen, und richtete folgende Worte an ihn, die späterhin oben am Bette des jungen Königs auf eine Tafel geschrieben wurden: „Mein liebes Kind, „du wirst bald König eines großen Reichs seyn, „ich empfehle dir vorzüglich, daß du nie ver„gißt, was du Gott schuldig bist. Erinnre „dich immer, daß du ihm alles zu verdanken „hast, was du bist. Suche den Frieden mit „deinen Nachbarn zu erhalten. Ich habe den „Krieg zu sehr geliebt, ahme mir darinne nicht „nach, so wenig als in dem übertriebenen Auf„wande, den ich gemacht habe. Befrage dich „über alles, und folge immer dem besten Rath, „den du als solchen erkannt hast. Sobald es „dir möglich seyn wird, erleichtere die Lage dei„nes Volks, was ich unglücklicherweise nicht „habe thun können. Vergiß die Verbindlichkei„ten nie, die du der Frau von Ventadour „schuldig bist. Mir thut es leid (indem er sich „zur Ventadour wendete), daß ich nicht mehr „im Stande bin, Ihnen meine Erkenntlichkeit „zu beweisen.“ Endlich sagte er zum Dauphin: „mein theures Kind, ich gebe dir von ganzen „Herzen meinen Segen!“ und umarmte ihn zweimal mit tiefer Rührung. Als die Herzogin von Ventadour den König so bewegt sahe, nahm sie den Dauphin weg, und der König ließ alle

Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt nach einander herein kommen, und sprach mit allen besonders, am meisten mit dem Herzoge von Orleans und den legitimirten Prinzen. Er dankte allen seinen Hausoffizianten für die Dienste, die sie ihm geleistet hatten, und empfahl ihnen die nemliche Anhänglichkeit an den Dauphin.

Nachmittags sagte der König zu allen, welche das Recht der Entree hatten: „Meine „Herren, ich bitte Sie wegen des bösen Bei„spiels, das ich Ihnen gegeben habe, um Ver„zeihung, und danke Ihnen für die Anhänglich„keit und Treue, womit Sie mir immer gedient „haben. Es thut mir leid, daß ich nicht alles „für Sie habe thun können, was ich zu thun „wünschte. Ich bitte Sie meinem Enkel densel„ben Eifer und Treue zu beweisen, die Sie „mir bewiesen haben. Ich hoffe, daß Sie un„ter einander einig seyn werden, und wenn einer „sich trennte, alle übrige ihn zurückführen wer„den. Ich fühle, daß ich bewegt werde, und „daß Sie es sind; verzeihen Sie. Leben Sie „wohl, ich hoffe, daß Sie sich zuweilen meiner „erinnern werden.“

Am folgenden Tage hatte der König niemand bei sich, als die Maintenon und den Kanzler. Er nahm aus einer Chatoulle eine Menge Papiere, und verbrannte sie entweder, oder gab dem Kanzler Befehle deswegen. Dann ließ er seinen Beichtvater rufen, und äußerte seinen Wunsch, daß sein Herz zu den Jesuiten

gebracht, und dem Herzen seines Vaters gegen über gestellt werden sollte. Gegen die Maintenon äußerte er, er habe immer gehört, es sei schwer zu sterben, er finde diesen Entschluß nicht so peinlich, ob er gleich dem Augenblicke der Entscheidung so nahe sei. Die Maintenon antwortete: der Augenblick des Todes sey nur denen schrecklich, welche sehr an der Welt hingen oder Wiederstattungen zu machen hätten. Der König, welcher die Aeußerungen dieser Frau mit Aufmerksamkeit anhörte, antwortete schnell: „Als Privatmann erinnre ich mich nicht jemand „eine Wiedererstattung schuldig zu seyn, was „aber die betrifft, welche mein Königreich an mich „machen könnte, so vertraue ich auf die gött„liche Barmherzigkeit. Ich habe aufrichtig ge„beichtet. Mein Beichtvater will, daß ich ein „festes Vertrauen auf Gott setzen soll, und das „thue ich ohne Einschränkung."

Die Krankheit hatte bis zur Mittwoche nicht allzusehr zugenommen, und ließ ihm den völligen Gebrauch seiner Vernunft. Er sahe einige von seinen Bedienten, die er überhaupt sehr gut behandelte, im Spiegel am Fuße seines Bettes weinen, und sagte: „Warum weinet „ihr? Habt ihr mich für unsterblich gehalten? „Mein Alter mußte euch ja längst auf meinen „Tod vorbereiten." Darauf wendete er sich zur Maintenon, und sagte: „Was mich bei un„serm Abschiede noch tröstet, ist die Hoffnung, „daß wir uns bald in der Ewigkeit wiedersehen

„werden.“ Sie erwiederte auf dieses Lebewohl nichts. Beim Herausgehen soll sie unwillig gesagt haben. „Sehen Sie doch, welch Rendezvous er mir giebt. Dieser Mensch hat nie jemand geliebt als sich selbst.“ Die Vertheidiger der Maintenon haben diese Antwort für eine Erdichtung der Hofbedienten gehalten, die sie nicht liebten. Aber sie hat, wenn man die Maintenon nicht nach ihren Briefen, sondern nach ihren Handlungen beurtheilt, nichts befremdendes. Der Leser gebe Acht auf ihr Betragen bei Ludwigs Ende, und frage sich, ob jene Antwort nicht recht gut dazu paßt.

Sie entfernte sich und ging nach St. Cyr, wahrscheinlich um nun da zu bleiben, weil sie nach dem Hinscheiden des Königs die Rache des Herzogs von Orleans fürchtete, um welchen sich seit der Krankheit des Königs ein zahlreicher Hof versammelt hatte. Unterdessen fand sich ein Empiriker aus Marseille am Bette des Königs ein, der große Dinge versprach, und durch sein Elixir wirklich den König in einen so erträglichen Zustand brachte, daß man wieder Hoffnung faßte. Sogleich nahm der Hof des Herzogs von Orleans sichtbar ab, was ihn denn nach seinem Humor nicht wenig amüsirte. Allein die Besserung war von sehr kurzer Dauer, und die Krankheit ward heftiger. Der König bemerkte mit Kummer die Abwesenheit der Maintenon, und fragte öfters nach ihr. Sie kam zurück, und brachte die Nachricht, daß sie nur

hingegangen wäre, um mit ihren Mädchen in St. Cyr für ihn zu beten. Die Wahrheit dieser Antwort erhielt dadurch den höchsten Grad von Anschaulichkeit, daß sie schon am folgenden Tage, den 30. August, wieder nach St. Cyr zurück ging, und ihren sterbenden König und Freund nicht wieder sahe. Eben so fragte der König nach dem Pater Tellier, der auch nur immer Augenblicke blieb, und sich fortstahl um in großen Häusern für die Parthei des Herzogs von Maine zu werben. Man konnte ihn gewöhnlich nicht finden, wenn der König nach ihm fragte. Er konnte es dem Könige nicht vergeben, daß er nicht noch auf dem Krankenbette eine Menge lediger Pfründen vertheilen wollte, und darum ließ diese schwarze Seele einen Sterbenden ohne Trost, der sich ihm ganz hingegeben hatte. Der ganze Hof nahm Aergerniß an dem Betragen der Maintenon und des Beichtvaters.

Seit dem 30sten August war der Kopf des Königs meist eingenommen, und hatte nur periodisch lichtvolle Minuten. In diesem Zustande brachte er den 31sten hin, wo man die Gebete der Sterbenden betete. Er bediente sich von Zeit zu Zeit der Worte: „Mein Gott komm „mir zu Hülfe, eile mich zu erlösen!“ und fiel in den Todeskampf, der sich erst am 1sten September Morgens um 8 Uhr endigte.

Dieser Mann, der über dem Könige die Gefühle des Gatten, Vaters, und des Men-

schenfreundes fast immer vergessen hatte, ward fast von niemand, am wenigsten von seiner Familie betrauert. Nur seine nächsten Bedienten, und die Häupter der Konstitution beklagten seinen Verlust. Die Maintenon war seiner überdrüßig, der Herzog von Maine war von dem Vorgeschmacke seines Glanzes berauscht, und mit unnützen Einrichtungen beschäftigt; der Hof war froh von dem Minister- und Maitressenzwange befreit zu seyn. Paris jauchzte, daß der gemisbrauchte Kredit so vieler Stolzen nun dahin fallen würde. Die gedrückten und zu Grunde gerichteten Provinzen schöpften neuen Muth; die unterjochten Parlamenter schmeichelten sich von ihren Ketten und von ihrer Schmach befreit zu werden; die Ausländer freueten sich eines Monarchen entledigt zu seyn, der sich in alles mischte, den Schwächern seinen Stolz fühlen ließ, immer Krieglustig blieb, und Europa Gesetze vorschreiben wollte.

Das Leichenbegängniß war skandalös. Das Volk wollte sich für seine politische Erniedrigung rächen, und erniedrigte sich moralisch. Eine ungeheure Menge Volks strömte nach St. Denys, dem Begräbnißorte der Könige; eine Menge bedeckte den Weg dahin; von der Vorstadt bis zum Orte des Begräbnisses hielt man unter freiem Himmel, Ball, Musik und Koncert; man sang und tanzte wild durcheinander. In Buden verkaufte man Erfrischungen und Speisen. Als der Leichenwagen vorbei zog, rieb man sich

die Augen mit Zwiebeln, die Luft erschallte von den abscheulichsten Schimpfreden und Verwünschungen. Man fand deshalb für gut, die Leiche auf Nebenwegen zu führen. Als Heinrich der Vierte ermordet wurde, ertönte die Luft von Jammergeheul, und das Volk fraß das warme Fleisch des Ravaillac. — Welch eine furchtbare Lehre für die Regenten dieses Volks, vor allem sich um die Erziehung der niedrigen Klasse zu bekümmern, welche ihre Heftigkeit zu solchen Ausschweifungen verleiten kann.

Dreizehntes Kapitel.

Ludwigs tägliche Lebensordnung.

So heilsam Ordnung überhaupt für jedes Geschäft ist, das der Mensch treibt, so nothwendig sie insbesondre für die unendlich verschiednen Geschäfte des Fürsten ist, wenn jedes gehörig vollführt werden soll, so kann doch namentlich auch diese Tugend bis zum Ekelhaften getrieben werden. Es bleibt immer ein Zeichen eines sehr mittelmäßigen Kopfs, wenn sie zu weit getrieben wird; ein Zeichen schwächlichen Dünkels, wenn man andern dieselbe zum Gesetz machen, und über den Unterlassungsfall sich entrüsten kann.

Wer die Lebensordnung Ludwigs lesen wird, wird gestehen, daß sich Ludwig in diesem Falle befand. Wir wollen sie nach der Angabe des St. Simon, obgleich nur im Auszuge mittheilen. Wenn der König nicht zu Felde war, so weckte ihn der erste Kammerdiener vom Dienst, der im Zimmer geschlafen hatte, um 8 Uhr Morgens. Dann gingen vor allem der erste Leibarzt, der erstere Wundarzt und die Amme hinein; die Letztere, um ihn nach alter Gewohnheit zu küssen, die beiden Erstern, um ihn zu reiben und ein andres Hemd zu geben. Gegen ein Viertel auf neun rief man den Oberkammerherrn, oder den ersten Diensthabenden Kammerherrn, und die, welche das Recht des ersten Zutritts hatten, von denen einer Ludwig das Weihwasser reichte. Bei dieser Gelegenheit konnte man ihm etwas ganz kurz sagen. Hatte niemand etwas zu sagen, so überreichte der, der dem Könige das Weihwasser dargeboten, ein Gebetbuch, Namens das heilige Geist Gebetbuch, und alle entferneten sich in das Conseilkabinet. Nach Endigung des sehr kurzen Gebetes, wurden alle wieder hinein gerufen, man gab dem Könige den Schlafrock, und nun durften auch die Herren vom zweiten Zutritte herein. Kurz darauf die Kammeroffiziere, und dann jedermann, wobei er sich Schuh und Strümpfe mit großem Anstande anzog, sich barbieren ließ, und seine kleine Perücke aufsetzte, die er immer trug, selbst im Bette an seinen Laxirtagen. Da-

bei sprach er bald mit diesem bald mit jenem von gleichgültigen Dingen, meist von der Jagd.

Sobald er angekleidet war, betete er neben dem Bette, indem die Geistlichen knieten und die Weltlichen standen, und dann ging er in sein Kabinet, wohin ihm alle Anwesende folgten, und wo er noch andre traf, die noch nicht da gewesen waren. Hier ertheilte er jedem seine Befehle auf den ganzen Tag binnen einer Viertelstunde. Man begab sich hinweg, und es blieben nur seine natürlichen Kinder nebst ihren Hofmeistern und einigen wenigen, welche durch die kleinere Kabinetsthüre herein kommen durften, und die Kammerleute. Da wurde längre oder kürzere Zeit von Gärten, Anlagen und Bauprojekten gesprochen, und man konnte sonst etwa ein nöthiges Wort sprechen.

Unterdessen wartete der ganze Hof in der Gallerie, bis der König in die Messe ging, wo seine Kapelle eine Motette sang. Dieser Gang aus der Kabinetsthüre durch die Gallerie in die Kirche, war für jeden von großer Wichtigkeit. Denn da konnte jeder, nachdem er es dem Hauptmanne von der Leibwache gemeldet hatte, mit ihm sprechen, wiewohl auch nur auf einen Augenblick, so wie bei der Rückkunft. Während der Messe versammelten sich die Minister in des Königs Zimmer, wo Leute von Ansehen sich mit ihnen besprechen konnten. Nach der Messe ließ der König gewöhnlich gleich das Konseil angehen.

Sonntags oder Montags war Staatsrath, Dienstags Finanzrath, Mittwochs Staatsrath, Sonnabends Finanzrath. Selten wurden zwei an einem Tage, oder einer am Donnerstage und Freitage gehalten. Ein oder zweimal des Monats war Depeschenrath. Der Donnerstag war ohne feste Bestimmung, gewöhnlich war es der Tag der geheimen oder geheimsten Audienzen. Freitags hatte der Beichtvater seinen Hauptbesuch, der oft bis zur Tafel dauerte, und nicht immer geistliche Sachen zum Gegenstande hatte. An diesem Tage besuchte auch der König des Morgens die Maintenon.

Nach dem Konseil, gewöhnlich um ein Uhr, ward gespeiset, und zwar gewöhnlich mit dem kleinen Kouvert, d. i. der König saß in seinem Zimmer allein an einem viereckigen Tische. Nach der größern oder kleinern Anzahl der Schüsseln wurde diese Mahlzeit das kleine oder sehr kleine Kouvert benennt. Aber auch das sehr kleine bestand noch immer aus sehr vielen Schüsseln, wie denn überhaupt der König sich auch durch einen gesegneten Appetit von seinem Hofe unterschied. War die Tafel aufgetragen, so traten die vornehmsten Hofkavaliere herein, und die ersten Kammerherrn oder der Obristkämmerer bediente ihn.

Obgleich der Dauphin (Kronprinz) nebst seinen Söhnen nicht mit dem König speisten, so fanden sie sich doch bei der Tafel ein, so wie die Prinzen von Geblüt und die Kardinäle. Al-

lein sogar diese mußten bisweilen die ganze Mahlzeit hindurch stehen, ohne daß ihnen der König einen Stuhl anbot. Kam der Bruder des Königs (Monsieur) zur Tafel, so reichte er dem Könige die Serviette und blieb stehen. Sah der König, daß er nicht ging, so fragte er ihn, ob er sich nicht setzen wollte? Monsieur machte eine Verbeugung, der König befahl ihm einen Sessel zu geben, man brachte ihn, aber noch setzte er sich nicht. Nach einigen Augenblicken sagte der König: Mein Bruder, setzen Sie Sich doch. Monsieur machte noch eine Verbeugung, setzte sich bis zu aufgehobner Tafel, und präsentirte wieder die Serviette. Manchmal, wiewohl selten, nöthigte ihn der König mitzuessen. Der König sprach dabei sehr wenig. Bei dieser Mahlzeit war keine Dame gegenwärtig, als etwa einmal die ehemalige Gouvernante der königlichen Kinder, die dann einen Sessel erhielt. Der erste Leibarzt hingegen mußte stets bei der Mahlzeit gegenwärtig seyn.

Nach aufgehobner Tafel ging der König gleich in sein Kabinet, blieb aber einen Augenblick an der Thür stehen, wenn ihm jemand vom Stande etwas zu sagen hatte. Im Kabinette selbst, wohin ihm um diese Zeit niemand leicht folgte, fütterte er seine Hünerhunde, und spielte mit ihnen, dann kleidete er sich um und fuhr aus. Von der Treppe bis zu dem Wagen konnte ihn wieder anreden wer da wollte, und nur das allerschlechteste Wetter konnte ihn abhalten

auszufahren. Er jagte entweder im Walde von Marly, Fontainebleau und Versailles Hirsche oder schoß sonst etwas, oder er besah seine Bäume und Gärten, oder ging mit den Damen spazieren, und gab ihnen Kollationen. Auch da hatte alles seine Gesetze: auf jedem Lustschlosse war die Etikette anders, wie wir schon oben gesagt haben. Marly hatte das Privilegium, daß die ganze Begleitung des Königs den Hut aufsetzen durfte, welches er an jedem andern Orte nur sich erlaubte. Das Beschwerliche dieses Zwanges ward indessen nicht sehr gefühlt, weil man allgemein Perücken trug. — Im Sommer pflegte der König auch zuweilen nach Tische noch mit einem Staatsminister zu arbeiten, und wenn die Tage kürzer wurden, so arbeitete er in spätern Jahren des Abends bei der Frau von Maintenon. Nach der Rückkunft vom Ausgehen kleidete er sich wieder um, und blieb in seinem Kabinette, wo die Günstlinge, die Kammerleute und die Baubeamten ihn sprechen konnten, oder es wurden mündliche oder schriftliche Rapporte gebracht, oder der König schrieb.

Nach einer Stunde ging er zur Maintenon, auf welchem Wege man ihn wieder anreden konnte, und blieb gewöhnlich bis 10 Uhr, wo man ihn zur Abendtafel rief, die immer groß Kouvert war. Doch war ein Unterschied zwischen einer gemischten Abendtafel, und einer Abendtafel mit dem königlichen Hause.

Nach der Abendtafel blieb er einige Zeit stehen, mit dem Rücken an ein Geländer gelehnt, und von seinem ganzen Hof umgeben. Dann begab er sich nach einer Verbeugung gegen die Damen in sein Kabinet, wo er die Parole ausgab, und ohngefähr eine Stunde mit seiner Familie zubrachte. Er und sein Bruder saßen in Lehnstühlen, die Prinzen standen, und die Prinzessinnen saßen auf Sesseln. Hier konnten diejenigen, welche das Recht hatten durch die Hinterthüren zu kommen, sich einfinden, und auch die Kammerleute zugegen seyn. Die übrigen Hofdamen warteten in Conseilkabinet.

Die Unterredungen in diesem engern Zirkel handelten gewöhnlich von ganz gleichgültigen Dingen. Wenn der König sich zur Ruhe begeben wollte, so gab er seinen Hunden zu fressen, nickte mit dem Kopfe, welches den Wunsch einer guten Nacht bedeutete, ging in sein Zimmer, betete wie des Morgens neben seinem Bette und kleidete sich aus. Noch aber kam es nicht zum eigentlichen Schlafengehen, sondern es ging erst das sogenannte kleine Niederlegen an, wo nur die Personen vom ersten und zweiten Eintritte zugegen seyn durften. Das war der Augenblick, wo sich die privilegirten Günstlinge mit dem Könige unterreden konnten. Man ging nicht eher weg als bis der König sich zu Bette legte.

Vierzehntes Kapitel.

Der Hof Ludwigs.

Unter Ludwig XIII. war der Französische Hof einer der traurigsten und ödesten gewesen. Der düstre Charakter des Königs hatte diejenigen, welche nach Vergnügen jagten, verscheucht, und der Mangel an Gepränge zog keine neugierigen Augen herbei. Die reichsten und mächtigsten vom hohen Adel lebten in ihren Provinzen mit ziemlicher Pracht, und versammelten jeder um sich einen besondern Hof. Nach Ludwigs XIII. Tode und — so lange der Krieg mit der Fronde dauerte, in welchem die meisten Großen gegen die königliche Familie stritten, war so wenig an einen glänzenden Hof zu denken, daß die königliche Familie froh seyn mußte, wenn sie entweder in Paris oder sonst an einem Orte von wenigen Getreuen umgeben, ohne Kränkung leben konnte.

Seitdem aber dieser Krieg durch Mazarins Klugheit zur Ehre der königlichen Familie geendigt worden war, fing man an am Hofe mit

mehr Glanz zu leben. Die verwittwete Königin liebte Gepränge und Ceremonien, und Mazarin war überzeugt, daß sie das sicherste Mittel wären, den König von Regierungsgeschäften abzuhalten, die müßigen Großen zu beschäftigen, und ihnen den Aufenthalt am Hofe zum Bedürfniß zu machen. Er veranstaltete demnach gleich nach dem Kriege allerhand Festlichkeiten, deren Neuheit eine Menge Neugieriger herbei zog, und brachte es in kurzen dahin, daß die meisten Großen den Hof ihren Provinzen vorzogen.

Als Ludwig nach Mazarins Tode selbst regierte, behielt er nicht blos bei was Mazarin eingeführt hatte, sondern er umgab sich mit einer bisher nicht gesehenen Pracht, veranstaltete Festlichkeiten, welche alle vorige verdunkelten, behandelte die Herren des Hofs mit größrer Höflichkeit als bisher geschehen war. Seine gepriesene schöne Figur reizte die Neugier des weiblichen Geschlechts, und führte eine Menge derselben an den Hof, die denn wieder ihre Anverwandten mitbrachten. Dadurch erhielt der Hof mit jedem Jahre neuen Glanz. Dazu kam noch, daß Ludwig gleich beim Antritte seiner Regierung geäußert hatte, er wolle nur diejenigen zu wichtigen Staatsämtern befördern, welche entweder für immer in seiner Nähe lebten, oder wenigstens den größten Theil des Jahres ihren Aufenthalt in Versailles nähmen. Nun fand sich alles ein, was sein Glück nicht im Privatstande zu finden glaubte, das heißt, bei weiten

Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt nach einander herein kommen, und sprach mit allen besonders, am meisten mit dem Herzoge von Orleans und den legitimirten Prinzen. Er dankte allen seinen Hausoffizianten für die Dienste, die sie ihm geleistet hatten, und empfahl ihnen die nemliche Anhänglichkeit an den Dauphin.

Nachmittags sagte der König zu allen, welche das Recht der Entree hatten: „Meine „Herren, ich bitte Sie wegen des bösen Bei„spiels, das ich Ihnen gegeben habe, um Ver„zeihung, und danke Ihnen für die Anhänglich„keit und Treue, womit Sie mir immer gedient „haben. Es thut mir leid, daß ich nicht alles „für Sie habe thun können, was ich zu thun „wünschte. Ich bitte Sie meinem Enkel densel„ben Eifer und Treue zu beweisen, die Sie „mir bewiesen haben. Ich hoffe, daß Sie un„ter einander einig seyn werden, und wenn einer „sich trennte, alle übrige ihn zurückführen wer„den. Ich fühle, daß ich bewegt werde, und „daß Sie es sind; verzeihen Sie. Leben Sie „wohl, ich hoffe, daß Sie sich zuweilen meiner „erinnern werden.“

Am folgenden Tage hatte der König niemand bei sich, als die Maintenon und den Kanzler. Er nahm aus einer Chatoulle eine Menge Papiere, und verbrannte sie entweder, oder gab dem Kanzler Befehle deswegen. Dann ließ er seinen Beichtvater rufen, und äußerte seinen Wunsch, daß sein Herz zu den Jesuiten

gebracht, und dem Herzen seines Vaters gegen über gestellt werden sollte. Gegen die Maintenon äußerte er, er habe immer gehört, es sei schwer zu sterben, er finde diesen Entschluß nicht so peinlich, ob er gleich dem Augenblicke der Entscheidung so nahe sei. Die Maintenon antwortete: der Augenblick des Todes sey nur denen schrecklich, welche sehr an der Welt hingen oder Wiederstattungen zu machen hätten. Der König, welcher die Aeußerungen dieser Frau mit Aufmerksamkeit anhörte, antwortete schnell: „Als Privatmann erinnre ich mich nicht jemand „eine Wiedererstattung schuldig zu seyn, was „aber die betrifft, welche mein Königreich an mich „machen könnte, so vertraue ich auf die gött„liche Barmherzigkeit. Ich habe aufrichtig ge„beichtet. Mein Beichtvater will, daß ich ein „festes Vertrauen auf Gott setzen soll, und das „thue ich ohne Einschränkung.“

Die Krankheit hatte bis zur Mittwoche nicht allzusehr zugenommen, und ließ ihm den völligen Gebrauch seiner Vernunft. Er sahe einige von seinen Bedienten, die er überhaupt sehr gut behandelte, im Spiegel am Fuße seines Bettes weinen, und sagte: „Warum weinet „ihr? Habt ihr mich für unsterblich gehalten? „Mein Alter mußte euch ja längst auf meinen „Tod vorbereiten.“ Darauf wendete er sich zur Maintenon, und sagte: „Was mich bei un„serm Abschiede noch tröstet, ist die Hoffnung, „daß wir uns bald in der Ewigkeit wiedersehen

„werden." Sie erwiederte auf dieses Lebewohl nichts. Beim Herausgehen soll sie unwillig gesagt haben. „Sehen Sie doch, welch Rendezvous er mir giebt. Dieser Mensch hat nie jemand geliebt als sich selbst." Die Vertheidiger der Maintenon haben diese Antwort für eine Erdichtung der Hofbedienten gehalten, die sie nicht liebten. Aber sie hat, wenn man die Maintenon nicht nach ihren Briefen, sondern nach ihren Handlungen beurtheilt, nichts befremdendes. Der Leser gebe Acht auf ihr Betragen bei Ludwigs Ende, und frage sich, ob jene Antwort nicht recht gut dazu paßt.

Sie entfernte sich und ging nach St. Cyr, wahrscheinlich um nun da zu bleiben, weil sie nach deml Hinscheiden des Königs die Rache des Herzogs von Orleans fürchtete, um welchen sich seit der Krankheit des Königs ein zahlreicher Hof versammelt hatte. Unterdessen fand sich ein Empiriker aus Marseille am Bette des Königs ein, der große Dinge versprach, und durch sein Elixir wirklich den König in einen so erträglichen Zustand brachte, daß man wieder Hoffnung faßte. Sogleich nahm der Hof des Herzogs von Orleans sichtbar ab, was ihn denn nach seinem Humor nicht wenig amüsirte. Allein die Besserung war von sehr kurzer Dauer, und die Krankheit ward heftiger. Der König bemerkte mit Kummer die Abwesenheit der Maintenon, und fragte öfters nach ihr. Sie kam zurück, und brachte die Nachricht, daß sie nur

hingegangen wäre, um mit ihren Mädchen in St. Cyr für ihn zu beten. Die Wahrheit dieser Antwort erhielt dadurch den höchsten Grad von Anschaulichkeit, daß sie schon am folgenden Tage, den 30. August, wieder nach St. Cyr zurück ging, und ihren sterbenden König und Freund nicht wieder sahe. Eben so fragte der König nach dem Pater Tellier, der auch nur immer Augenblicke blieb, und sich fortstahl um in großen Häusern für die Parthei des Herzogs von Maine zu werben. Man konnte ihn gewöhnlich nicht finden, wenn der König nach ihm fragte. Er konnte es dem Könige nicht vergeben, daß er nicht noch auf dem Krankenbette eine Menge lediger Pfründen vertheilen wollte, und darum ließ diese schwarze Seele einen Sterbenden ohne Trost, der sich ihm ganz hingegeben hatte. Der ganze Hof nahm Aergerniß an dem Betragen der Maintenon und des Beichtvaters.

Seit dem 30sten August war der Kopf des Königs meist eingenommen, und hatte nur periodisch lichtvolle Minuten. In diesem Zustande brachte er den 31sten hin, wo man die Gebete der Sterbenden betete. Er bediente sich von Zeit zu Zeit der Worte: „Mein Gott komm „mir zu Hülfe, eile mich zu erlösen!" und fiel in den Todeskampf, der sich erst am 1sten September Morgens um 8 Uhr endigte.

Dieser Mann, der über dem Könige die Gefühle des Gatten, Vaters, und des Men-

schenfreundes fast immer vergessen hatte, ward fast von niemand, am wenigsten von seiner Familie betrauert. Nur seine nächsten Bedienten, und die Häupter der Konstitution beklagten seinen Verlust. Die Maintenon war seiner überdrüßig, der Herzog von Maine war von dem Vorgeschmacke seines Glanzes berauscht, und mit unnützen Einrichtungen beschäftigt; der Hof war froh von dem Minister- und Maitressenzwange befreit zu seyn. Paris jauchzte, daß der gemisbrauchte Kredit so vieler Stolzen nun dahin fallen würde. Die gedrückten und zu Grunde gerichteten Provinzen schöpften neuen Muth; die unterjochten Parlamenter schmeichelten sich von ihren Ketten und von ihrer Schmach befreit zu werden; die Ausländer freueten sich eines Monarchen entledigt zu seyn, der sich in alles mischte, den Schwächern seinen Stolz fühlen ließ, immer Krieglustig blieb, und Europa Gesetze vorschreiben wollte.

Das Leichenbegängniß war skandalös. Das Volk wollte sich für seine politische Erniedrigung rächen, und erniedrigte sich moralisch. Eine ungeheure Menge Volks strömte nach St. Denys, dem Begräbnißorte der Könige; eine Menge bedeckte den Weg dahin; von der Vorstadt bis zum Orte des Begräbnisses hielt man unter freiem Himmel, Ball, Musik und Koncert; man sang und tanzte wild durcheinander. In Buden verkaufte man Erfrischungen und Speisen. Als der Leichenwagen vorbei zog, rieb man sich

die Augen mit Zwiebeln, die Luft erschallte von den abscheulichsten Schimpfreden und Verwünschungen. Man fand deshalb für gut, die Leiche auf Nebenwegen zu führen. Als Heinrich der Vierte ermordet wurde, ertönte die Luft von Jammergeheul, und das Volk fraß das warme Fleisch des Ravaillac. — Welch eine furchtbare Lehre für die Regenten dieses Volks, vor allem sich um die Erziehung der niedrigen Klasse zu bekümmern, welche ihre Heftigkeit zu solchen Ausschweifungen verleiten kann.

Dreizehntes Kapitel.

Ludwigs tägliche Lebensordnung.

So heilsam Ordnung überhaupt für jedes Geschäft ist, das der Mensch treibt, so nothwendig sie insbesondre für die unendlich verschiednen Geschäfte des Fürsten ist, wenn jedes gehörig vollführt werden soll, so kann doch namentlich auch diese Tugend bis zum Ekelhaften getrieben werden. Es bleibt immer ein Zeichen eines sehr mittelmäßigen Kopfs, wenn sie zu weit getrieben wird; ein Zeichen schwächlichen Dünkels, wenn man andern dieselbe zum Gesetz machen, und über den Unterlassungsfall sich entrüsten kann.

Wer die Lebensordnung Ludwigs lesen wird, wird gestehen, daß sich Ludwig in diesem Falle befand. Wir wollen sie nach der Angabe des St. Simon, obgleich nur im Auszuge mittheilen. Wenn der König nicht zu Felde war, so weckte ihn der erste Kammerdiener vom Dienst, der im Zimmer geschlafen hatte, um 8 Uhr Morgens. Dann gingen vor allem der erste Leibarzt, der erstere Wundarzt und die Amme hinein; die Letztere, um ihn nach alter Gewohnheit zu küssen, die beiden Erstern, um ihn zu reiben und ein andres Hemd zu geben. Gegen ein Viertel auf neun rief man den Oberkammerherrn, oder den ersten Diensthabenden Kammerherrn, und die, welche das Recht des ersten Zutritts hatten, von denen einer Ludwig das Weihwasser reichte. Bei dieser Gelegenheit konnte man ihm etwas ganz kurz sagen. Hatte niemand etwas zu sagen, so überreichte der, der dem Könige das Weihwasser dargeboten, ein Gebetbuch, Namens das heilige Geist Gebetbuch, und alle entferneten sich in das Conseilkabinet. Nach Endigung des sehr kurzen Gebetes, wurden alle wieder hinein gerufen, man gab dem Könige den Schlafrock, und nun durften auch die Herren vom zweiten Zutritte herein. Kurz darauf die Kammeroffiziere, und dann jedermann, wobei er sich Schuh und Strümpfe mit großem Anstande anzog, sich barbieren ließ, und seine kleine Perücke aufsetzte, die er immer trug, selbst im Bette an seinen Laxirtagen. Da-

bei sprach er bald mit diesem bald mit jenem von gleichgültigen Dingen, meist von der Jagd.

Sobald er angekleidet war, betete er neben dem Bette, indem die Geistlichen knieten und die Weltlichen standen, und dann ging er in sein Kabinet, wohin ihm alle Anwesende folgten, und wo er noch andre traf, die noch nicht da gewesen waren. Hier ertheilte er jedem seine Befehle auf den ganzen Tag binnen einer Viertelstunde. Man begab sich hinweg, und es blieben nur seine natürlichen Kinder nebst ihren Hofmeistern und einigen wenigen, welche durch die kleinere Kabinetsthüre herein kommen durften, und die Kammerleute. Da wurde längre oder kürzere Zeit von Gärten, Anlagen und Bauprojekten gesprochen, und man konnte sonst etwa ein nöthiges Wort sprechen.

Unterdessen wartete der ganze Hof in der Gallerie, bis der König in die Messe ging, wo seine Kapelle eine Motette sang. Dieser Gang aus der Kabinetsthüre durch die Gallerie in die Kirche, war für jeden von großer Wichtigkeit. Denn da konnte jeder, nachdem er es dem Hauptmanne von der Leibwache gemeldet hatte, mit ihm sprechen, wiewohl auch nur auf einen Augenblick, so wie bei der Rückkunft. Während der Messe versammelten sich die Minister in des Königs Zimmer, wo Leute von Ansehen sich mit ihnen besprechen konnten. Nach der Messe ließ der König gewöhnlich gleich das Konseil angehen.

Sonntags oder Montags war Staatsrath, Dienstags Finanzrath, Mittwochs Staatsrath, Sonnabends Finanzrath. Selten wurden zwei an einem Tage, oder einer am Donnerstage und Freitage gehalten. Ein oder zweimal des Monats war Depeschenrath. Der Donnerstag war ohne feste Bestimmung, gewöhnlich war es der Tag der geheimen oder geheimsten Audienzen. Freitags hatte der Beichtvater seinen Hauptbesuch, der oft bis zur Tafel dauerte, und nicht immer geistliche Sachen zum Gegenstande hatte. An diesem Tage besuchte auch der König des Morgens die Maintenon.

Nach dem Konseil, gewöhnlich um ein Uhr, ward gespeiset, und zwar gewöhnlich mit dem kleinen Kouvert, d. i. der König saß in seinem Zimmer allein an einem viereckigen Tische. Nach der größern oder kleinern Anzahl der Schüsseln wurde diese Mahlzeit das kleine oder sehr kleine Kouvert benennt. Aber auch das sehr kleine bestand noch immer aus sehr vielen Schüsseln, wie denn überhaupt der König sich auch durch einen gesegneten Appetit von seinem Hofe unterschied. War die Tafel aufgetragen, so traten die vornehmsten Hofkavaliere herein, und die ersten Kammerherrn oder der Obristkämmerer bediente ihn.

Obgleich der Dauphin (Kronprinz) nebst seinen Söhnen nicht mit dem König speisten, so fanden sie sich doch bei der Tafel ein, so wie die Prinzen von Geblüt und die Kardinäle. Al-

lein sogar diese mußten bisweilen die ganze Mahlzeit hindurch stehen, ohne daß ihnen der König einen Stuhl anbot. Kam der Bruder des Königs (Monsieur) zur Tafel, so reichte er dem Könige die Serviette und blieb stehen. Sah der König, daß er nicht ging, so fragte er ihn, ob er sich nicht setzen wollte? Monsieur machte eine Verbeugung, der König befahl ihm einen Sessel zu geben, man brachte ihn, aber noch setzte er sich nicht. Nach einigen Augenblicken sagte der König: Mein Bruder, setzen Sie Sich doch. Monsieur machte noch eine Verbeugung, setzte sich bis zu aufgehobner Tafel, und präsentirte wieder die Serviette. Manchmal, wiewohl selten, nöthigte ihn der König mitzuessen. Der König sprach dabei sehr wenig. Bei dieser Mahlzeit war keine Dame gegenwärtig, als etwa einmal die ehemalige Gouvernante der königlichen Kinder, die dann einen Sessel erhielt. Der erste Leibarzt hingegen mußte stets bei der Mahlzeit gegenwärtig seyn.

Nach aufgehobner Tafel ging der König gleich in sein Kabinet, blieb aber einen Augenblick an der Thür stehen, wenn ihm jemand vom Stande etwas zu sagen hatte. Im Kabinette selbst, wohin ihm um diese Zeit niemand leicht folgte, fütterte er seine Hünerhunde, und spielte mit ihnen, dann kleidete er sich um und fuhr aus. Von der Treppe bis zu dem Wagen konnte ihn wieder anreden wer da wollte, und nur das allerschlechteste Wetter konnte ihn abhalten

auszufahren. Er jagte entweder im Walde von Marly, Fontainebleau und Versailles Hirsche oder schoß sonst etwas, oder er besah seine Bäume und Gärten, oder ging mit den Damen spazieren, und gab ihnen Kollationen. Auch da hatte alles seine Gesetze: auf jedem Lustschlosse war die Etikette anders, wie wir schon oben gesagt haben. Marly hatte das Privilegium, daß die ganze Begleitung des Königs den Hut aufsetzen durfte, welches er an jedem andern Orte nur sich erlaubte. Das Beschwerliche dieses Zwanges ward indessen nicht sehr gefühlt, weil man allgemein Perücken trug. — Im Sommer pflegte der König auch zuweilen nach Tische noch mit einem Staatsminister zu arbeiten, und wenn die Tage kürzer wurden, so arbeitete er in spätern Jahren des Abends bei der Frau von Maintenon. Nach der Rückkunft vom Ausgehen kleidete er sich wieder um, und blieb in seinem Kabinette, wo die Günstlinge, die Kammerleute und die Baubeamten ihn sprechen konnten, oder es wurden mündliche oder schriftliche Rapporte gebracht, oder der König schrieb.

Nach einer Stunde ging er zur Maintenon, auf welchem Wege man ihn wieder anreden konnte, und blieb gewöhnlich bis 10 Uhr, wo man ihn zur Abendtafel rief, die immer groß Kouvert war. Doch war ein Unterschied zwischen einer gemischten Abendtafel, und einer Abendtafel mit dem königlichen Hause.

Nach der Abendtafel blieb er einige Zeit stehen, mit dem Rücken an ein Geländer gelehnt, und von seinem ganzen Hof umgeben. Dann begab er sich nach einer Verbeugung gegen die Damen in sein Kabinet, wo er die Parole ausgab, und ohngefähr eine Stunde mit seiner Familie zubrachte. Er und sein Bruder saßen in Lehnstühlen, die Prinzen standen, und die Prinzessinnen saßen auf Sesseln. Hier konnten diejenigen, welche das Recht hatten durch die Hinterthüren zu kommen, sich einfinden, und auch die Kammerleute zugegen seyn. Die übrigen Hofdamen warteten in Conseilkabinet.

Die Unterredungen in diesem engern Zirkel handelten gewöhnlich von ganz gleichgültigen Dingen. Wenn der König sich zur Ruhe begeben wollte, so gab er seinen Hunden zu fressen, nickte mit dem Kopfe, welches den Wunsch einer guten Nacht bedeutete, ging in sein Zimmer, betete wie des Morgens neben seinem Bette und kleidete sich aus. Noch aber kam es nicht zum eigentlichen Schlafengehen, sondern es ging erst das sogenannte kleine Niederlegen an, wo nur die Personen vom ersten und zweiten Eintritte zugegen seyn durften. Das war der Augenblick, wo sich die privilegirten Günstlinge mit dem Könige unterreden konnten. Man ging nicht eher weg als bis der König sich zu Bette legte.

Vierzehntes Kapitel.

Der Hof Ludwigs.

Unter Ludwig XIII. war der Französische Hof einer der traurigsten und ödesten gewesen. Der düstre Charakter des Königs hatte diejenigen, welche nach Vergnügen jagten, verscheucht, und der Mangel an Gepränge zog keine neugierigen Augen herbei. Die reichsten und mächtigsten vom hohen Adel lebten in ihren Provinzen mit ziemlicher Pracht, und versammelten jeder um sich einen besondern Hof. Nach Ludwigs XIII. Tode und — so lange der Krieg mit der Fronde dauerte, in welchem die meisten Großen gegen die königliche Familie stritten, war so wenig an einen glänzenden Hof zu denken, daß die königliche Familie froh seyn mußte, wenn sie entweder in Paris oder sonst an einem Orte von wenigen Getreuen umgeben, ohne Kränkung leben konnte.

Seitdem aber dieser Krieg durch Mazarins Klugheit zur Ehre der königlichen Familie geendigt worden war, fing man an am Hofe mit

mehr Glanz zu leben. Die verwittwete Königin liebte Gepränge und Ceremonien, und Mazarin war überzeugt, daß sie das sicherste Mittel wären, den König von Regierungsgeschäften abzuhalten, die müßigen Großen zu beschäftigen, und ihnen den Aufenthalt am Hofe zum Bedürfniß zu machen. Er veranstaltete demnach gleich nach dem Kriege allerhand Festlichkeiten, deren Neuheit eine Menge Neugieriger herbei zog, und brachte es in kurzen dahin, daß die meisten Großen den Hof ihren Provinzen vorzogen.

Als Ludwig nach Mazarins Tode selbst regierte, behielt er nicht blos bei was Mazarin eingeführt hatte, sondern er umgab sich mit einer bisher nicht gesehenen Pracht, veranstaltete Festlichkeiten, welche alle vorige verdunkelten, behandelte die Herren des Hofs mit größrer Höflichkeit als bisher geschehen war. Seine gepriesene schöne Figur reizte die Neugier des weiblichen Geschlechts, und führte eine Menge derselben an den Hof, die denn wieder ihre Anverwandten mitbrachten. Dadurch erhielt der Hof mit jedem Jahre neuen Glanz. Dazu kam noch, daß Ludwig gleich beim Antritte seiner Regierung geäußert hatte, er wolle nur diejenigen zu wichtigen Staatsämtern befördern, welche entweder für immer in seiner Nähe lebten, oder wenigstens den größten Theil des Jahres ihren Aufenthalt in Versailles nähmen. Nun fand sich alles ein, was sein Glück nicht im Privatstande zu finden glaubte, das heißt, bei weiten

die meisten Großen des Reichs. Und so ward der Hof Ludwigs der glänzendste, den Frankreich je gesehen hatte, die Bewunderung der Zeitgenossen und das Muster für die meisten Europäischen Höfe.

Wenn man erwägt, daß alle diese Personen durch eine unübersehbare labyrinthische Reihe mit der ganzen Masse des Volks in allen Theilen des Reichs in Verbindung standen, so sieht man, daß der König, indem er auf die Denkungsart und Handlungsweise des Hofes wirkte, zugleich auf die Denk- und Handlungsweise seines ganzen Volks wirkte. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, sagt man nicht unrecht, wenn man dem Beispiele des Regenten einen unwiderstehlichen Einfluß auf sein Land zuschreibt, besonders wenn die große Masse so wenig gebildet ist, und anderwärts her gebildet werden kann, als zu Ludwigs Zeiten der Fall war.

Hätte Ludwig seinem Hofe Redlichkeit, gute Sitten, wahre Religiosität, Liebe zu gemeinnütziger Thätigkeit und ähnliche Tugenden zur Pflicht gemacht, so hätte er während seiner langen Regierung sein Reich in einen Zustand der Sittlichkeit und des Wohlstandes versetzen können, daß die Zeitgenossen ihn angebetet und die Nachwelt seine Regierung als das Muster einer menschlich vollendeten Regierung angesehen haben würde. Aber ach, es fehlte ihm selbst an festen Grundsätzen. Er stellte das Bild

eines Menschen dar, der von dem ersten Schritt seiner Laufbahn bis zum letzten den rechten Weg verfehlt, der ihm bisweilen ziemlich nahe kommt, aber bald sich wieder von demselben entfernt, und ihn gleichsam nur durch Zufall mit ein paar Schritten betritt. Zwei Phantome waren es, denen er unaufhörlich nachjagte, Ruhm und Wollust. Galt es eins von diesen, dann waren ihm die Mittel so ziemlich gleichgültig, und gerade dieselben beiden Zwecke verfolgte auch der Hof, als das letzte Ziel aller seiner Bemühungen.

Ludwig hatte schon vor seiner Verheirathung seine Maitressen gehabt, und seine Heirath legte diesem Hange weiter keinen Zwang auf. Doch beobachtete man anfangs dabei noch einen gewissen Anstand, das heißt, der König zeichnete die Person, die er liebte in Gesellschaft und bei Festen aus, wies ihr eine ihm gelegne Wohnung an, gab ihr Anweisungen auf diese oder jene Kasse, und besuchte sie immer wie verstohlen, über Schwangerschaften wurden bemäntelnde Gerüchte unter die Leute gebracht. Allein seitdem er mit der Montespan in Verbindung getreten war, fiel alle jene Zurückhaltung weg. Der Mann der Montespan ward verwiesen, sie legte sein Wappen ab, bekam eine weitläuftige Wohnung in der Nähe der königlichen Zimmer, hielt ihre Niederkünfte ganz öffentlich, der König war stets bei ihr, sogar die Minister mußten mit ihm arbeiten, die Kinder aus dieser Ehe wurden für rechtmäßige Kinder erklärt.

Was der König selbst that und verantworten zu können glaubte, that auch am Hofe wer Lust hatte. Zwar gab es schon aus den entferntesten Zeiten her am Französischen Hofe eine Menge lustiger und ernsthafter Galanterien, allein man hatte sie doch für Fehler gehalten, die nicht ohne Schaam begangen werden könnten; jetzt wurden sie so gewöhnlich, daß es zum Ton gehörte, irgend eine Liebschaft zu haben, so Mode, daß manche, die keinen Gegenstand finden konnten, den sie liebten, sich an Personen hingen, die sie im Grunde verachteten, wie das beim ersten Dauphin nach dem Tode seiner Gemahlin der Fall war. Schwangerschaften wurden bei den ledigen Hoffräulein so gewöhnlich, daß man an deren Stelle Hofdamen wählen mußte. Es ist ausgemacht, daß an Ludwigs Hofe nicht zehn Paare lebten, welche einander eheliche Treue gehalten hätten; ja man hielt es für lächerlich, oder wie sich damals der hochmüthige Adel ausdrückte, für bürgerlich, wenn ein Gatte den andern liebte. Mann und Frau beobachteten öffentlich und auch meist in ihrer Wohnung ein Ceremoniel, als ob sie einander ganz fremde wären. Fand man ein Ehepaar, das sich redlich liebte, so spottete man so lange darüber, oder suchte gegenseitiges Mißtrauen einzuflößen, bis eins dem andern nicht mehr trauete, und beide Theile den gewöhnlichen liederlichen Weg gingen. Nicht wenige von den Herren des Hofs lebten öffentlich mit sehr ver-

rufnen Weibsbildern, oder besuchten die Bordelle; und nicht wenige Damen des Hofs sperrten Mannspersonen Tagelang bei sich ein, um sich den erschöpfendsten Ausschweifungen Preis zu geben. Von Dingen, von welchen jeder Gebildete entweder gar nicht oder nur kurz und in verhüllenden Ausdrücken spricht, sprach man in Gesellschaften ekelhaft deutlich. Insbesondre nahm das weibliche Geschlecht unter sich einen Charakter von Wildheit und Ausgelassenheit an, der bei ihm allemal den Verlust aller tugendhaften Gesinnungen voraussetzt, und dasselbe innerlich unglücklich und zu den abscheulichsten Handlungen fähig macht. Der unnatürlichen Weiber- und Männerliebe, die sehr gewöhnlich war, will ich nicht weiter gedenken.

Die vermischten Ausschweifungen der Hofleute unter einander, theilten das Gift venerischer Krankheiten nach allen Seiten hin in reichem Maße aus, und die Prinzen von Geblüte waren so wenig davon frei, als die Mitglieder der Oper und des Schauspiels; es gab Damen am Hofe, von denen jedermann wußte, daß sie das venerische Uebel unausrottbar an sich trugen; man nennte laut und mit Lachen die jungen Leute, welche von ihnen angesteckt waren. Viele wurden in ihren schönsten Jahren Opfer dieser Krankheit, viele siechten Zeitlebens. Was diese Ausschweifungen für Wirkungen auf die Nachkommenschaft haben mußten, läßt sich wohl denken. Ein Theil dieser unglücklichen Kinder

brachten so verdorbene Säfte mit sich auf die Welt, daß sie entweder früh starben, oder immer elend und schwächlich blieben. Während daß die debauchirten Mütter ihren Ausschweifungen nachliefen, waren die verwaiseten Kinder den Dienstboten überlassen, die sie entweder verunglücken ließen, oder frühzeitig zur Wollust gewöhnten. Die Menge der Lahmen oder Verwachsenen oder sonst Misgestalteten an Ludwigs Hofe und in der königlichen Familie und nachher unter dem Regenten, ist auffallend. Die Kinder, welche von ihren Eltern mit Gleichgültigkeit oder Vergnügen über eheliche Untreue sprechen hörten, suchten sich schon in den Jahren Gegenstände aus, wo sie bei uns kaum die ersten Triebe fühlen, und die Eltern ließen das — als eine gleichgültige Spielerei! — zu.

So sehr man sich in diesem Stücke das Ansehen gab über jede Art von Eifersucht erhaben zu seyn, so behauptete doch die Natur und die alte Gewohnheit, an die Nothwendigkeit einer häuslichen Ordnung zu glauben, ihre Rechte. Es kam oft zu Duellen zwischen dem Manne und dem Nebenbuhler, oder zwischen zwei Nebenbuhlern; zu bittern Zänkereien zwischen den Eheleuten, oder auch zu Schlägereien zwischen sehr feinen Leuten. Es herrschte in Geheim ein feindseliger Charakter aller gegen alle, der sich durch Anzüglichkeiten in jeder Gesellschaft, durch Spöttereien und Schmähungen hinter dem Rükken äusserte. Insbesondere wurden die Giftmi-

schereien sehr gewöhnlich. Der Ehegatte, der des andern überdrüßig war, und doch unter keinem gültigen Vorwande geschieden werden konnte, nahm zum Gift seine Zuflucht, und die Nebenbuhler, die ihr Leben nicht im Duelle aufs Spiel setzen wollten, bedienten sich eben dieses Mittels, sich lästige Personen vom Halse zu schaffen. Es gab mehrere Personen, namentlich alte Weiber und Apotheker, die unter der Hand sehr schnell tödtende Gifte bereiteten und ausgaben. In kurzer Zeit wurden diese Greuelthaten so häufig, daß der König für nöthig fand ein eignes Gericht niederzusetzen, das über diese Vergehungen urtheilen sollte. Es war unter dem Namen der brennenden Kammer bekannt, und zog sehr vornehme Personen zur Verantwortung. Am Hofe fürchtete man die Vergiftungen so sehr, daß man immer Gegengift bei sich hatte.

Alle diese Ausschweifungen wurden freilich mit einem gewissen Anstande und unter bestimmten Formen getrieben, denn so wie Ludwig selbst bei allen seinen Ausschweifungen seine äusserliche Würde nie vergaß, so verlangte er auch von seinem Hofe, daß äusserlich ein gewisser Anstand und Ehrbarkeit herrschen sollte, und er verwies es denjenigen Herrn ernstlich, die ihrem innern Menschen allzu gemäß gehandelt hatten. Man scheute die Urtheile des Volks, bei dem die Tugend noch etwas galt, und erniedrigte sich also

für diesen Fall unter die, über welche man sich erhoben glaubte.

Die Religion, deren strenge Lehren diese Ausschweifungen verbieten, mußte sie mit befördern helfen, und das marternde Gewissen besänftigen. Ludwig beobachtete wie wir schon oben erzählt haben, die Religionsceremonien aufs genaueste, hielt auf Ordnung beim Gottesdienste, ging regelmäßig zum Abendmahle, beichtete gewissenhaft, wusch am Osterfeste den Armen die Füße und theilte Allmosen aus. Er erkannte, daß er nicht recht handelte, er klagte sich deswegen vor Gott an — aber er sündigte fort, in der Meinung, daß Gott ihm gewisse Sünden vergeben werde, weil er andre vermeide und eine Anzahl Pflichten erfülle. Insbesondre tröstete er sich damit, daß er Buße thun werde, wenn die Jahre vorüber wären, wo die Neigung zur Wollust sich sogar unwiderstehlich äußerte.

Seine bequemen Maximen eignete sich der Hof mit Wohlgefallen als Beruhigungsmittel bei gleichen Sünden zu. Man besuchte immer regelmäßig die Kirche, und oft blos um von ihm gesehen zu werden *); man bewies darin

*) Eine bekannte sehr drollige Anekdote gehört hieher: Ein gewisser Major bei den Gardes du Corps, Nantens Brissac, der wegen seiner militärischen Talente und Pünktlichkeit und wegen Unbestechlichkeit das Vertrauen des Königs besaß, und besonders Heuchelei und Frömmelei nicht lei=

große Devotion; man beichtete regelmäßig seinem Gewissensrath und kommunicirte, man gab All=

---

den konnte, beschloß, dem Könige den Ungrund der höfischen Religiosität zu zeigen. Er hatte bemerkt, daß im Winter beim Salus des Donnerstags und Sonnabends Abends alle Porkirchen mit Damen besetzt waren, wenn man wußte, daß der König kam, welches meistens der Fall war, daß man aber auch fast nicht eine fand, wenn man voraus wußte, daß der König wegbleiben würde. Um von dem Könige desto besser bemerkt zu werden, setzte jede, unter dem Vorwande die Horen zu lesen, ein kleines Wachsstöckchen vor sich. An einem Abende, als man Nachricht erhalten hatte daß der König kommen würde, versammleten sich die Damen in gewohnter Menge, brennten ihre Lichter an, und erwarteten andächtig lesend den König. Die Garden standen auf ihren Posten in gleicher Erwartung, als auf einmal der Major Brissac in der leeren Porkirche des Königs erschien, und mit lauter Stimme rief: Schildwachen! geht zurück, der König kommt nicht. Die Schildwachen verließen die Kirche, die Damen flüsterten sich zu, löschten ihre Wachsstöckchen aus, und entfernten sich bis auf einige wenige. Als Brissac sie weit genug entfernt glaubte, rief er die Wachen die vor der Kirchthür auf seinen Befehl stehen geblieben waren, zurück, und stellte sie wieder an ihre Posten. Indem kam der König, und war nicht weniger erstaunt alle Plätze leer zu sehen. Beim Herausgehen erzählte ihm Brissac von seiner Religionsprobe, und bewegte seinen Herrn und die ganze Begleitung zu lautem Lachen. Die Damen hätten ihn erdrosseln mögen.

mosen — und lebte nach seinem Sinne. Die Damen insbesondere, die die meisten Ausschweifungen trieben, neigten sich in spätern Jahren so sehr zur Devotion, daß viele unverheirathete den Nonnenhabit anzogen, wenn sie in der Liebe nicht glücklich gewesen waren, und die verheiratheten beobachteten wenigstens in einem Kloster eine strenge Disciplin, und kreuzigten ihr Fleisch. Ja es geschahe oft, daß dergleichen Personen, indem sie ihren Ausschweifungen nachgingen, in einem Kloster die strengsten Bußübungen anstellten, und wenn sie der Inkonsequenzt beschuldigt worden, so war dies eine gewöhnliche Antwort: Wenn ich eine Sünde thue, muß ich darum alle thun?

Ruhmsucht war wie schon oben gedacht, in Ludwigs Charakter der zweite Hauptzug, und seine ausgezeichnetsten Handlungen schreiben sich einzig und allein aus dieser Quelle her. Ueberall strebte er nach dem Erstaunen, erregte die Augen der Menge, blendete und bestimmte ihr Urtheil. Seine Kriege, warum wurden sie meist geführt, als die fremden Nationen durch den Glanz der Siege und Eroberungen, zu blenden und schnell um sich Einfluß auf sie zu erwerben? Seine prächtigen Gebäude, wozu wurden sie größtentheils aufgeführt, als seinen Ruhm bei der Nachwelt zu erhalten? Seine Pensionen an Gelehrte, was hatten sie anders zur Absicht als ihn laut über die übrigen Regenten zu erheben? Seine Hoflustbarkeiten und

Festlichkeiten, wozu wurden sie angestellt, als seine Pracht zu zeigen? Das Hofceremoniel, warum ward es so ausgebildet, als um seine Person hoch über alle zu heben?

Diese Leidenschaft des Ehrgeizes theilte sich wie ein Rauch dem ganzen Hofe mit. Alles geschahe um der Ehre willen. Ein Ordensband, ein Patentrock, ein Sessel, eine Reise nach Marly oder Fontaineblau, das waren Dinge, denen man sein ganzes Nachdenken und Streben widmete, um derentwillen man intriguirte, verläumdete, lästerte, verschwendete, seinen Freund, seinen Gatten, sein Geschwister verrieth, sein Leben in der Schlacht oder im Duelle wagte.

So wie sich die Prachtliebe Ludwigs in Kleidung, Meublirung der Zimmer, reichen Equipagen, zahlreicher Bedienung, in reichlichen Mahlzeiten, kostbaren Wagen, Lustbarkeiten und hohem Spiel äusserte, so gewöhnte sich auch der Hof an eine Art des Aufwandes, den man bisher nicht gesehen hatte. Man wechselte schneller in den Moden, man verzierte seine Wohnungen bis zum Ueberladen, man hielt eine Zahl Staatswagen und Staatspferde, bedeckte seine Dienerschaft mit Gold und Silber, hielt öftere Bälle und große Abendmahlzeiten, und trieb das Spiel bis zur Raserei und zum Ruin. Dadurch geriethen viele Familien in Dürftigkeit, und viele Große belasteten sich wie der König mit einer Masse von Schulden, wel-

che bis auf die Zeiten der Revolution nicht bezahlt waren.

Bei diesem Streben nach bloßen Glanz konnte von Rechtschaffenheit und Gewissenhaftigkeit die Rede nicht seyn. Das stete Spiel der Intriguen gewöhnte die Gemüther so sehr an Beobachtunge eines eingeschränkten Zwecks, daß an allgemeine Grundsätze der Handlungen nicht gedacht werden konnte, und die Zwecke selbst waren ja gewöhnlich so wenig edel, daß kein Mittel sie schänden konnte. Man pflegte über den ehrlichen Mann als über einen eingeschränkten Kopf zu lachen, und deshalb vermieden selbst diejenigen, welche von Natur unter die Zahl der Gutmüthigen gehörten, sorgfältig den Schein der Ehrlichkeit, und ließen sich zu Aeußerungen und Handlungen verleiten, denn ihr Innerstes widersprach. „Der Kluge denkt nur „an sich, und tritt nieder was ihn an Befriedi„gung seiner Neigungen hindern will.“ Das war der Grundsatz, nach dem man in der Regel handelte, und den man für das Geheimniß des eingeweihten Höflings hielt. Da aber alle um dieses Geheimniß wußten, so kam kein einzelner weiter, als wenn alle ehrlich gehandelt hätten.

In einem Punkte bewirkte Ludwig doch viel Gutes bei seinem Hofe, nemlich im Punkte der Höflichkeit. Vor ihm gewöhnten sich die jungen reichen Leute frühzeitig an starkes Trinken, an heftige Leibesübungen besonders zu Pferde, an Balgereien ꝛc. und waren mehr unter sich, als

daß sie ernsthafte oder wohlgezogne Gesellschaft gesucht und begehrt hätten. Diese stete Gesellschaft mit eben so rohen Leuten erhielt eine gewisse Rohheit der Sitten, und das starke Trinken gab Veranlassung zu heftigen Zänkereien, die oft sehr ernsthaft wurden, und mit Duellen endigten. Im Zorn fluchen und schwören, dem, von dem man sich beleidigt glaubte, ein paar Ohrfeigen, selbst bei öffentlicher Tafel zu geben, war etwas ganz gewöhnliches, und fiel nicht auf. Diese rohen Sitten schaffte Ludwig in kurzer Zeit ab.

Der stete Umgang mit dem weiblichen Geschlechte hatte in sein ganzes Betragen eine gewisse Sanftheit und aufmerksame Vorsicht gebracht, daß er sich bei allem was er redete, für heftigen und starken Ausdrücken in Acht nahm. Der dem weiblichen Geschlechte natürliche Trieb zu gefallen, den dasselbe stets gegen ihn bewies, hatte aus Sympathie oder Wiedervergeltung ihm den Charakter der Gefälligkeit so eigen gemacht, daß ihn seine Minen und Ausdrücke bis ins Alter deutlich ausdrückten. Wenn er mit jemand redete und dieser nur in den Gränzen der Ehrerbietung blieb, so war er durchaus höflich und wußte etwas verbindliches zu sagen. Mußte er jemand etwas abschlagen, so geschahe es mit so viel Schonung und Mitleid, daß niemand ungeduldig wurde. Selbst dann, wenn jemand etwas unschickliches vorbrachte, lachte er ihn nie ins Gesicht. Ein Zug seines Herzens, der

viel Werth hat. Selbst Verweise gab er mit Schonung. Wollte er jemand eine Gnade erzeigen, so wußte er sie so geschickt einzukleiden, daß sie dadurch noch mehr Werth erhielt, und der Begnadigte gleichsam wider Willen zur Dankbarkeit und Liebe gegen ihn hingerissen wurde. Und das alles geschahe so ungezwungen, daß jeder gestehen mußte, es liege in seinem Herzen ein trefflicher Grund von Gutherzigkeit und Menschenliebe.

Dieser Ton theilte sich nach und nach dem ganzen Hofe mit. Da man wußte, daß der König fluchen und schwören und das übermäßige Trinken nicht leiden konnte, so fielen nach und nach unter den Herren des Hofes die eigentlichen Trinkgelage weg, und mit ihnen auch die sonst gewöhnlichen Ausbrüche der Rohheit und Unsittlichkeit. Man wurde aufmerksamer auf seine Bewegungen und Ausdrücke, und lernte nach dem Schicklichen fragen. Da der König sich fast immer in Gesellschaft des weiblichen Geschlechts befand, die sich mit jedem Jahre vermehrte, so eigneten sich die Herren des Hofs das Betragen zu, das der König in diesen Gesellschaften beobachtete. Seine Minen, seine Ausdrücke, seine Artigkeiten, sein Anstand bei Festlichkeiten wurde nachgeahmt. So wie vorher die jungen Leute ihren Ruhm in Trinken, in Leibesübungen, in Schlagen und Reiten gesucht hätten, so suchten sie ihn jetzt in der Artigkeit, in der Kunst jemand etwas Schmeichelhaftes zu sagen

sagen oder zu erzeigen. Der natürliche Scharfsinn brachte bald die Kunst zu einem Grad von Vollkommenheit, daß kein andrer Europäischer Hof sich darinne mit dem Französischen messen konnte. Die Fremden, welche diesen Hof besuchten, waren davon wie bezaubert, nahmen aber auch oft mit zu viel Gutmüthigkeit für baaren Ernst, was nur ein Werk der Kunst und der Gewohnheit war, und verschafften den muthwilligen Franzosen durch ihre Geradheit und Unbekanntschaft mit den Handgriffen des Hofs eine sehr erwünschte Unterhaltung.

Ich habe diese Sittenveränderung für etwas Gutes und Rühmliches angegeben. Denn alles, was die heftigen eigennützigen Triebe des einzelnen Menschen mildert, ist Gewinn für die menschliche Gesellschaft. Aber ich bin weit entfernt, jene gefälligen Sitten in dem Maaße zu loben, und zu bewundern, wie es von den Fremden, die den damaligen Französischen Hof besuchten, geschahe, und noch jetzt von den halben Deutschen geschieht, die nur das gut finden, was in fremden Ländern entspringt und bereitet wird. Denn der Grund jener gerühmten Französischen Artigkeit lag in der Person des Königs, dem es so gefiel, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn der König ein Schläger, ein Säufer, ein grober Mann gewesen wäre, der ganze Hof mit ihm jene Untugenden getrieben haben würde, um ihm zu gefallen. Das Laster der Wollust, dem sich Lud-

wig ergab, ward ja vom ganzen Hofe begierig nachgeahmt, wie das Laster der Verschwendung und andre seiner Fehler. — Und bei aller Artigkeit, die man sich äußerlich bewies, herrschten darum weniger Kabalen, Lästerungen, Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten als ehemals? weniger Eigennutz, Neid und Nachsucht? Gewiß nicht. Die Prinzen, welche die Damen nach allen Regeln der Artigkeit behandelten, belegten sie unter sich mit Namen, deren sich bei uns nicht leicht jemand aus dem Volke bedient. Die Damen, welche öffentlich über ein Wort errötheten, das auf den Unterschied der Geschlechter Beziehung hatte, wußten unter sich so natürlich zu reden, daß kein Zweifel über ihre Kenntnisse übrig bleiben konnte.

Wenn wird man doch endlich des Lobpreisens über die gewöhnliche Höflichkeit und des thörichten Strebens in dieser elenden Kunst Meister zu seyn, müde werden. Entsteht das, was man gewöhnlich darunter versteht aus keinen bessern Gründen, als woraus es zu und seit Ludwigs Zeiten entstand, so wird es nie Werth und Nutzen für die menschliche Gesellschaft haben, sondern vielmehr das gefährlichste Mittel seyn, den großen Haufen an sich selbst irre und gegen seine Gattung argwöhnisch zu machen. Welcher Mann von einiger Selbstständigkeit kann ohne Unwillen die Grimacen ertragen, die man oft zum guten Tone rechnet, denen er das Gezwungene bis auf die feinsten Li-

niamente ansieht, deren Bedeutung er auswendig kennt: Insbesondere will dem nüchternen und natürlich langsamen Deutschen eine immer bereitwillige Gelenkigkeit nicht wohl anstehen. Wer die Kennzeichen der Gattungen mit bloßen Augen unterscheiden will, muß einen Deutschen und einen Franzosen, welche beide das Bestreben haben, artig zu seyn, neben einander gesehen haben. Vielleicht das beste Mittel irrende Ritter zu heilen. — Die wahre Höflichkeit, welche jede Nation nach den Gesetzen ihrer Individualität besitzen kann und soll, muß aus einem schuldlosen und wohlwollenden Herzen entspringen, und auf die Ueberzeugung gegründet seyn, daß das höchste Glück der menschlichen Gesellschaft darin besteht, wenn jeder seine Triebe zu Gunsten des andern bis auf einen gewissen Grad einschränkt, und ihm Vergnügen nnd Nutzen zu schaffen sucht, so viel ihm möglich ist. Wer diesen Vorsatz hat, braucht sich den Kopf weder über die Gelegenheit zu Gefälligkeiten, noch über die beste Art sie zu erweisen, zu zerbrechen. Es findet sich alles schon von selbst, und er wird nie ins Widernatürliche fallen können, weil er seiner Natur gemäß handelt.

Funfzehntes Kapitel.

Ludwigs Verdienste um sein Volk.

Die Sitten des Hofes wurden nach und nach, obgleich nur in groben Umrissen, die Sitten des Landes. Das war, besonders wegen der langen gleichförmigen Regierung Ludwigs, eine nothwendige Folge. In allen Theilen Frankreichs erbauete der Adel statt der alten, neue prächtige Schlösser, legte weitläuftige Gärten mit Statuen, Wasserkünsten, Alleen, und andern Zierrathen, nach dem Muster der königlichen an; die Zimmer und Säle wurden mit einer Menge Schnitzarbeit, Vergoldungen, Spiegel, Tapeten und Gemälden versehen und überladen. Die Equipagen wurden bequemer und prächtiger, die Bedienungen zahlreicher. Die Kleidung war kostbarer, und mehr der Veränderung unterworfen, und der Kopfputz bei Männern und Weibern sorgfältiger und künstlicher. Der Bürger ahmte den Adel nach, so weit es seine Kräfte zuließen, oder sich für ihn zu schicken schien. — Durch diesen vergrößerten Aufwand verarmte der Adel, und versank in Schulden, und der Bürger mußte mehr arbeiten, um seine

vermehrten Bedürfnisse zu befriedigen. Die freie Lebensart am Hofe, in Bezug auf die eheliche Treue, untergrub bei dem Volke den Glauben an die Nothwendigkeit derselben, und nährte die Neigung zu veränderten Gegenständen. Mit jedem Jahre wurde die Ausgelassenheit größer, nur gab sie bei dem rohen Volke auch zu weit furchtbarern und schrecklichern Auftritten Veranlassung als am Hofe. Schlägereien uud Mordthaten wurden unter den erbitterten Eheleuten ganz gewöhnlich, und die Kinderzucht ging unter der Liederlichkeit der Eltern fast ganz verloren. Die zahlreichen Heere, welche Ludwig seiner beständigen Kriege wegen unterhalten mußte, waren der Sittlichkeit ganz außerordentlich nachtheilig. Der Soldat, der in den damaligen Kriegen so ziemlich Freiheit hatte zu thun was er wollte, und in Feindes Land entweder liederliches Gesindel fand, das ihm nachfolgte, oder Weiber und Töchter mit Gewalt zu Befriedigung seiner Lüste zwingen konnte, handelte in Friedenszeiten aus Gewohnheit in seinem Vaterlande nicht moralischer gegen die Weiber und Töchter seiner Mitbürger, wenn er auch gerade keine Gewalt brauchen durfte. Die Offiziers insbesondere, die sich Unregelmäßigkeiten aller Art erlaubten, wußten, daß ihnen durch die Finger gesehen werden mußte, wenn der König muthige Krieger haben wollte, und benutzten diese Freiheit bestens. Nicht einmal zu gedenken, daß damals der Adel nach

hergebrachter Weise sich Insolenzen gegen den Stand der Bürgerlichen, namentlich gegen das weibliche Geschlecht, erlaubte, die ihm jetzt in gebildeten Ländern übel bekommen würden. — Das Volk fing an bei seinen Ausschweifungen dieselben religiösen Grundsätze zu hegen, die der Hof hegte; es schweifte aus, und that Buße, um aufs neue ohne Gewissensunruhe ausschweifen zu können; es fing an sich der Ehrlichkeit zu schämen, wie sich ihrer der Hof schämte, und glaubte sich nur durch scheinbare List Achtung bei Andern verschaffen zu können. Dabei ward aber ein gewisser Grad von Höflichkeit herrschend, die seitdem das Erbtheil der Nation geworden ist.

In dem Gemälde von Ludwigs Einfluß auf seinen Hof und auf die Sitten seines Volks, ist fast lauter Schatten. Ist dasselbe auch der Wahrheit treu? Ist nicht die Regierung Ludwigs XIV. von Einheimischen und Fremden als die glänzendste Periode des Französischen Reichs gerühmt worden? Hat nicht Voltaire seine Geschichte der Regierung Ludwigs mit dem Titel, das Jahrhundert Ludwigs XIV. benannt? Blüheten nicht unter ihm Künste und Wissenschaften? Erhob sich nicht unter ihm der Handel? Erschuf er nicht Frankreichs respektable Seemacht? Erhielten die Landarmeen unter ihm nicht eine so vortheilhafte Gestalt, daß die Einrichtungen derselben in ganz Europa nachgeahmt wurden? Brachte er nicht Ordnung und System in

die Finanzen? Verschwand nicht unter seiner Regierung der große Aberglaube? Bildete sich nicht unter dem gebildeten Theile der Nation eine freie philosophische Denkungsart?

Der Maler, der blos die äußere Gestalt der Dinge betrachtet, weil er sie allein zu seinem Zweck gebrauchen kann, bewundert das prächtige Schauspiel einer brennenden Stadt bei finstrer Nacht; das Farbenspiel, der Uebergang vom Licht zum Schatten, die Beleuchtung der angränzenden Gegenstände, die heftige Thätigkeit der Verunglückten oder der Hülfeleistenden entzückt seine Phantasie, und hebt ihn über die gräßliche Seite des Schauspiels hinweg. Aber wird ein solcher Anblick von dem Menschenfreund, von dem Familienvater, von der Hausmutter u. s. w. mit Wohlgefallen betrachtet werden? Werden sie bei dem Krachen der einstürzenden Gebäude, bei dem Angstgeschrei der Verwundeten und Sterbenden, bei dem Jammer der Fliehenden, bei der Verzweiflung der Verarmten wohl an Farbenspiel und Beleuchtung denken, und den rühmen, der den gräßlichen Brand verschuldete? Ludwigs Lobredner scheinen zu der Klasse der Erstern gehört zu haben, entweder weil sie bezahlt wurden, oder, weil sie in der Kultur ihres Verstandes noch nicht so weit vorgerückt waren, um zu begreifen, welche Regierung gut oder schlecht genennt zu werden verdient. — Heut zu Tage herrscht darüber kein Zweifel mehr. Man fragt ernst-

hafter nach Zweck und Mittel, und fällt dann erst ein Beifallgebendes Urtheil. Wir wollen nach dem Zeugniß der Geschichte die einzelnen Punkte von Ludwigs angeblichen Verdiensten durchgehen, wie wir sie eben angegeben haben, und dann werden wir sehen, wie fern sie ihm zum Ruhme gereichen können.

Ludwig beförderte Künste und Wissenschaften. Er unterstützte die Akademie der Wissenschaften, welche von einigen Gelehrten unter Colberts Schutz errichtet wurde, er zog mittelst einer nahmhaften Pension den berühmten Cassini aus Italien und Huygens aus Holland, er ließ ein Observatorium bauen, schickte Naturkundige nach Cayenne und in die Levante, um den vernachlässigten botanischen Garten herzustellen, und vermehrte die königliche Bibliothek mit mehr als 30,000 Bänden. Er sahe darauf, daß die Rechtsgelahrheit sorgfältiger als bisher studirt wurde, und schützte zum Theil die Freierdenkenden vor den Verfolgungen der Verfinsterten. Lobenswürdig ist das Edikt vom Jahr 1672, welches den Tribunalen untersagte, künftig keine Anklagen der bloßen Zauberei mehr anzunehmen. Man hatte bisher so sehr an Hexereien und Zaubereien geglaubt, daß sich mehrere Priester eigends damit abgaben den Teufel zu beschwören, und daß alljährlich die peinlichen Gerichte mit einer Menge von Hexenprozessen beschäftigt waren. Die Marschallin von Ancrej war auf öffentlichem Markte als Hexe

verbrannt worden, weil sie die Maria von Medicis unumschränkt beherrscht hatte, und man nicht glauben konnte, daß sie dieses anders als durch Zaubereien verrichtet haben könnte. Bei ihrem Verhöre fragte man sie nach den Zaubermitteln, deren sie sich dazu bedient habe? Sie antwortete: keine andern, als die Gewalt, welche starke Geister über schwächere haben. Troz dieser wahren aber damals unverständlichen Antwort ward sie zum Tode verurtheilt. Als Ludwig zur Regierung kam, war die Hexenprobe noch gewöhnlich. Man band die Verdächtigen mit Stricken und stürzte sie ins Wasser. Schwammen sie oben, so waren sie überführt. Die Schäfer und Jäger waren im besondern Verdacht. Wovon man nicht gleich die Ursache begriff, das benennte man mit dem Namen der Zauberei. Eben so gebräuchlich war das Nativitätstellen, oder die vermeinte Kunst aus dem Stand der Sterne in der Geburtsstunde eines Menschen, sein künftiges Schicksal zu bestimmen, und die Furcht vor Kometen. Ludwig hatte das Verdienst, daß er sich durch seine Naturforscher von diesen Thorheiten befreien ließ, und die Männer schützte, die dergleichen damals neue und ketzerische Lehrsätze vortrugen. Aber dieses verschwindet fast ganz, wenn man den Bewegungsgrund in Betrachtung zieht. Denn warum beschützte er die Wissenschaften? Weil man sich gegen ihn der Formel bedient hatte: es gereiche seinem Namen zu unsterbli-

hafter nach Zweck und Mittel, und fällt dann erst ein Beifallgebendes Urtheil. Wir wollen nach dem Zeugniß der Geschichte die einzelnen Punkte von Ludwigs angeblichen Verdiensten durchgehen, wie wir sie eben angegeben haben, und dann werden wir sehen, wie fern sie ihm zum Ruhme gereichen können.

Ludwig beförderte Künste und Wissenschaften. Er unterstützte die Akademie der Wissenschaften, welche von einigen Gelehrten unter Colberts Schutz errichtet wurde, er zog mittelst einer nahmhaften Pension den berühmten Cassini aus Italien und Huygens aus Holland, er ließ ein Observatorium bauen, schickte Naturkundige nach Cayenne und in die Levante, um den vernachlässigten botanischen Garten herzustellen, und vermehrte die königliche Bibliothek mit mehr als 30,000 Bänden. Er sahe darauf, daß die Rechtsgelahrheit sorgfältiger als bisher studirt wurde, und schützte zum Theil die Freierdenkenden vor den Verfolgungen der Verfinsterten. Lobenswürdig ist das Edikt vom Jahr 1672, welches den Tribunalen untersagte, künftig keine Anklagen der bloßen Zauberei mehr anzunehmen. Man hatte bisher so sehr an Hexereien und Zaubereien geglaubt, daß sich mehrere Priester eigends damit abgaben den Teufel zu beschwören, und daß alljährlich die peinlichen Gerichte mit einer Menge von Hexenprozessen beschäftigt waren. Die Marschallin von Ancrej war auf öffentlichem Markte als Hexe

verbrannt worden, weil sie die Maria von Medicis unumschränkt beherrscht hatte, und man nicht glauben konnte, daß sie dieses anders als durch Zaubereien verrichtet haben könnte. Bei ihrem Verhöre fragte man sie nach den Zaubermitteln, deren sie sich dazu bedient habe? Sie antwortete: keine andern, als die Gewalt, welche starke Geister über schwächere haben. Troz dieser wahren aber damals unverständlichen Antwort ward sie zum Tode verurtheilt. Als Ludwig zur Regierung kam, war die Hexenprobe noch gewöhnlich. Man band die Verdächtigen mit Stricken und stürzte sie ins Wasser. Schwammen sie oben, so waren sie überführt. Die Schäfer und Jäger waren im besondern Verdacht. Wovon man nicht gleich die Ursache begriff, das benennte man mit dem Namen der Zauberei. Eben so gebräuchlich war das Nativitätstellen, oder die vermeinte Kunst aus dem Stand der Sterne in der Geburtsstunde eines Menschen, sein künftiges Schicksal zu bestimmen, und die Furcht vor Kometen. Ludwig hatte das Verdienst, daß er sich durch seine Naturforscher von diesen Thorheiten befreien ließ, und die Männer schüzte, die dergleichen damals neue und ketzerische Lehrsätze vortrugen. Aber dieses verschwindet fast ganz, wenn man den Bewegungsgrund in Betrachtung zieht. Denn warum beschüzte er die Wissenschaften? Weil man sich gegen ihn der Formel bedient hatte: es gereiche seinem Namen zu unsterbli-

chem Ruhme; die berühmtesten Könige und Herscher hätten die Wissenschaften beschützt. Er für seine Person liebte die Wissenschaften und die Gelehrten nicht. Er las fast gar nichts, und konnte es nicht leiden, wenn jemand in seiner Gegenwart gelehrt scheinen wollte; ja man vergnügte ihn nach dem Zeugniß der Herzogin von Orleans sehr, wenn man die Gelehrten lächerlich machte, welches denn auch bald zum Hofton gehörte. Man erzählt, daß ihm einst nach einer Unterredung mit Fenelon, dem Erzieher des Herzogs von Burgund, der Ausdruck entfahren sei: er fürchte die Geister. Noch weniger liebte er die Wissenschaften um seines Volks willen; denn an gute Schulen wurde damals noch nicht gedacht. Und er selbst blieb ja in Religionssachen so abergläubisch, daß er jeden Zweifel an den Wundern der Maria und der Heiligen für Sünde hielt. Daß also die Wissenschaften sich unter ihm erhoben, war das Werk der Zeiten; ihre Stütze seine Ruhmbegierde. — Die Künste, welche unter seiner Regierung eine gewisse Stufe der Ausbildung erhielten, danken ihm ebenfalls kein größeres Verdienst als sein Vergnügen und seine Ruhmsucht. Daß er die Schauspieldichter, die Maler, die Bildhauer, die Musiker, die Tänzer, die Baumeister ehrte und belohnte, ist aus diesen Quellen zu erklären. Ueberhaupt sahe man unter seiner Regierung nicht sowohl auf gemeinnützi-

ge Künste, die Chirurgie etwa ausgenommen, sondern mehr auf solche, welche dem Reichen zur Verfeinerung und Vervielfältigung des Genusses dienen konnten.

Um den Handel hat Ludwig als Regent vielleicht das größte Verdienst. Denn obgleich Colbert ihm die Beförderung desselben aus dem Grunde anrieth, weil durch ihn die königlichen Einkünfte unendlich vergrößert werden könnten, so wurde doch dadurch Fleiß und Wohlstand unter einem beträchtlichen Theile der Nation verbreitet, und also für das Land gesorgt.

Sofern der Handel eines Staats durch eine respektable Seemacht erleichtert und befördert wird, hat Ludwig um denselben allerdings ein nahmhaftes Verdienst, indem er gleichsam eine Seemacht erschuf. Unter Ludwig XIII. und Richelieu behaupteten die Engländer und Holländer die Herrschaft zur See. Richelieu hatte die Marine aus Geiz fast ganz vernachläßigt, und Mazarin war ihm nachgefolgt. Als Ludwig zur Regierung kam, ließ er die wenigen halbverfaulten Schiffe ausbessern, und in Holland und Schweden einige aufkaufen. Im Jahr 1667 stieg die Zahl der Kriegsschiffe schon auf 60, und so vermehrte man sie mit jedem Jahre. Es wurden Matrosen in Menge geworben, und geübt; zu Brest, Rochefort, Toulon, Dünkirchen und Havre, wurden Arsenale gebauet, und junge Edelleute zum Seewesen in

eignen Schulen gebildet. Im Jahr 1687 zählte man fast 200 große und kleine Kriegsschiffe. — Aber alle diese großen Projekte, wozu wurden sie unternommen? Um England und Holland zu demüthigen. Und wie lange stand die Französische Seemacht im Flor? Etwa 20 Jahre. Denn im Spanischen Successionskriege nahm sie sichtbar ab, weil man das Geld zum Ueberflüssigen angewendet hatte, was auf die Seemacht hätte fallen sollen. Was auf falschen Grund gebauet wird, kann nicht bestehen, so sehr es eine Zeit lang blendet.

Was die Seemacht erhub und stürzte, stürzte auch die Landmacht. Als Ludwig die Regierung antrat, mochte die Armee aus ohngefähr 80,000 Mann bestehen, die noch dazu schlecht disciplinirt waren. Man brauchte damals noch die Piken und Doppelhaken, und auch bei der Infanterie den Degen, und hatte im Ganzen wenig Kanonen. Ludwig vermehrte die Armee über die Hälfte, ließ mehr Kanonen gießen, und führte bei der Infanterie die Bajonette allgemein ein. Die Mannszucht ward im Ganzen für Offiziers und Soldaten sehr strenge, und die Manöuvres pünktlicher und zusammengesetzter. Man erfand zum Uebersetzen über die Flüsse die Pontons. Eine Menge Personen vereinigten sich in kurzen die schreckliche Kunst des Kriegs zur Vollkommenheit zu bringen. Vauban lehrte als Meister die Kunst Festungen an-

zulegen und zu erobern; der Prinz Condé wußte durch Feuer und List mit wenig Truppen große Dinge auszurichten; Turenne und Catinat verstanden die Kunst die Absichten des Feindes zu errathen und zu vereiteln. Der Kriegsminister Louvois sorgte mit überall hinwirkender Aufmerksamkeit für den Unterhalt der Truppen, und deckte das Reich durch neuangelegte Festungen. Die Truppenzahl vermehrte sich mit der Zahl der Feinde, die überall zahlreiche Armeen gegen sich fanden. Aber alle diese gewaltsamen Anstrengungen, die dem Staateu ngeheure Summen kostetzn, wären sie nöthig gewesen, wenn Ludwig seinen Ruhm anderswo als im Kriege gesucht hätte? Wäre Ludwig in dem Falle Karls III. gewesen, und von mächtigen Feinden ohne Ursache angegriffen worden, dann verdienten seine Vervollkommnung der Landmacht, seine großen Ausgaben für dieselbe, hohe Bewunderung. Aber wer zu einem solchen Zweck große Mittel anwendet, verdient sie nicht. Auch stand dieses gezwungene Gebäude nicht lange. Schon im Jahre 1694, noch mitten unter Siegen, fing es an schwerer zu werden, Leute, und noch schwerer Geld aufzutreiben, und die Niederlagen, welche die Französischen Armeen hie und da erlitten, fingen an den Geist der Unüberwindlichkeit wankend zu machen. Der Name Eugens war damals schon so furchtbar, als die Namen eines Turenne und Luxemburg.

Noch mehr sank der Kriegsruhm der Französischen Armeen in dem Spanischen Successionskriege. Schon vorher hatte der Luxus, den Ludwig im Kriege trieb, die Sitten der Offiziere verweichlicht. Man liebte im Felde kostbare Tafeln, Kleider und Geräthe, Lustbarkeiten, Maitressenbegleitungen, wodurch der Dienst allemal leidet. Aber in diesem letzten Kriege mußte der Hof aus Geldnoth nicht nur Civilstellen, sondern auch die höchsten und bedeutendsten Militärstellen verkaufen, und da erhielten junge Leute, kaum der Schule entlaufen, ohne Kriegskenntniß und Ansehen, Regimenter, die sie natürlich ungeschickt kommandirten. Der Soldat, der dann fast mit Gewißheit wußte, daß er geschlagen werden würde, ward mürrisch, und dachte nur auf seine Rettung, und die zurückgesetzten ältern Offiziers verrichteten ihren Dienst aus Verdruß träge, oder begingen mit Willen Fehler, die ihrem Kommandeur zur Schande gereichen mußten. Und so konnte der geschickteste Feldherr nicht viel ausrichten. Die Hungersnoth, welche im Jahre 1709 Frankreich traf, rettete vielleicht Ludwigs Armee noch von einer gänzlichen Zerrüttung. Denn die Armen, die kein Brod mehr hatten, strömten haufenweise zu den Armeen, wo sie Brod fanden, und stritten wie Verzweifelte, um auf Kosten des Feindes ihr elendes Leben zu fristen, oder dasselbe theuer zu verkaufen. Als Ludwig starb, war

die Armee zwar zahlreicher als beim Antritt seiner Regierung, aber mehr eine Last für das Land als eine Wohlthat.

Was die Finanzen anbetrift, so führte er beim Anfange seiner Regierung mehr Ordnung ein, als unter dem Verschwender Fouquet geherrscht hatte. Die Auflagen wurden vervielfältigt, in ein künstliches System gebracht, und mit größerer Strenge eingetrieben. Aber sahe er denn wohl jemals auf die Basis alles Finanzwesens, auf ein richtiges Verhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe? ließ er es zu, daß der kluge Colbert dieses Verhältniß hervorbrachte? Wir haben diese Frage schon oben beantwortet, und gezeigt, daß besonders gegen den Anfang des Successionskrieges, die Einnahmen auf zwei, drei und vier Jahre voraus bezogen waren, und daß sich Ludwig bis an seinen Tod nicht entschließen konnte, sich so einzuschränken, daß die jährlichen Einnahmen zugereicht hätten, welches bei einer langen Regierung zu verschiednen Zeiten wohl möglich war.

Der Leser wird aus diesem Wenigen sehen, daß nichts übertrieben worden ist, und daß man, alles gerechnet, von Ludwigs Regierung nicht günstiger urtheilen kann, als geschehen ist, ohne gegen alle Wahrheit zu verstoßen, und den Vorwurf der Schmeichelei verdient auf sich zu laden. Dieselben Gründe, die uns bestimmen, Ludwig zu tadeln, zwingen uns ja den

treflichen Kaiser von Rußland zu loben. Aber kein Leser darf vergessen, daß bei weitem der meiste Tadel auf die boshaften Menschen fällt, welche den natürlich guten König verdarben, als auf ihn, der mehr als blos guter Mensch hätte seyn müssen, um solchen Schlangen zu entgehen, die ihn Zeitlebens umschlungen hielten und sein Herz mit ihrem Gifte verpesteten.

Anzeige.

I.

Unterhaltende Anekdoten aus dem achtzehnten Jahrhunderte. Von dem Verfasser der Geschichte der merkwürdigsten Begebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts. 1s, 2tes u. 3tes Bändchen. 8. 1802. 1803. à 16 gr. 2 thlr.

Auch unter den besondern Titeln:

Peter der Erste, Kaiser von Rußland, oder Sammlung der interessantesten Züge aus dem Leben dieses großen Mannes.

Carl XII. König von Schweden oder Sammlung der interessantesten Züge aus dem Leben dieses merkwürdigen Mannes. Nebst einem Anhange von des unglücklichen Patkul's Schicksalen und seiner Verurtheilung.

Ludwig XIV. König von Frankreich, oder Sammlung der interessantesten Züge aus dem Leben dieses Regenten, nebst einer Schilderung seines Hofes.

Der Zweck dieser Sammlung ist, die merkwürdigsten Personen des vergangenen Jahrhunderts nach ihren bedeutendsten Eigenheiten und Handlungen darzustellen, und von den übrigen auffallendsten Erscheinungen, welche in der kurzen Geschichte des achtzehnten

Jahrhunderts nur der Hauptsache nach berührt werden konnten, eine genauere Beschreibung zu geben. Der Beifall, welcher diesem Unternehmen zu Theil geworden ist, ermuntert Verfasser und Verleger zur Fortsetzung desselben; es erscheint demnach zur Jubilate-Messe 1803. das vierte Bändchen dieser Anekdoten. In diesem Bändchen liefert der Verfasser die interessantesten Züge aus dem Leben Eugen's und Marlborough's, zweier Männer, welche alle Helden und Staatsmänner ihrer Zeit fast verdunkelten und geraume Zeit auf das Schicksal von Europa bedeutenden Einfluß hatten. Die Leser können sich auch von diesem Bändchen eine interessante Lektüre versprechen.

Diejenigen, welche bis zur Jubilate-Messe 1803. darauf 10 gr. vorausbezahlen, erhalten auch die ersten drei Bändchen noch für den Pränumerationspreis, nämlich für 1 thlr. 6 gr. und die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts in drei Theilen noch für 1 thlr. 4 gr.

Leipzig, im December 1802.

C. G. Weigel.

II.

Historisches Jahrbuch auf das Jahr 1803. enthaltend die Geschichte des Jahres 1801. Von Johann Christian August Bauer, Prediger zu Güldengossa bei Leipzig.

Auch unter dem Titel:

Geschichte der merkwürdigsten Begebenheiten des neunzehnten Jahrhunderts. Erster Band. Mit dem Bildnisse Friedrich Augusts III., Churfürstens von Sachsen. 8. Leipzig, bei C. G. Weigel.

Sauber gebunden	1 thlr. 16 gr.
In Maroquin	2 thlr. 12 gr.
Roh	1 thlr. 12 gr.

Dieses im Januar d. J. weitläuftig angekündigte Jahrbuch, welches auch als eine Fortsetzung der, mit vielem Beifall aufgenommenen, von demselben Verfasser in meinem Verlage herausgegebenen „Geschichte der merkwürdigsten Begebebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts in 3 Theilen" anzusehen ist, wird von nun an jährlich fortgesetzt werden. In diesem ersten Jahrgange liefert der Verfasser die Geschichte des Jahres 1801., als des ersten des neuen Jahrhunderts, und hat sich bemüht, wie in seinen vorigen Schriften, so auch hier, in Rücksicht auf Deutlichkeit, strenge Unpartheilichkeit, sorgfältige Prüfung der Quellen und bedachtsame und gemäßigte Freimüthigkeit, seinen sich vorgeschriebenen Gesetzen treu zu bleiben, so daß der Verleger, welcher für ein anständiges Aeußere gesorgt hat, sich auch für dieses Unternehmen den Beifall des Publikums verspricht.

Inhalts = Anzeige:

I. Der Lüneviller Friede v. 9. Febr. 1801.

II. Geschichte der Nordischen Allianz vom Abschlusse der Petersburger Konvention (d. 16. Decb. 1800.) bis zur Beilegung der Streitigkeiten (d. 17. Jun. 1801.)

III. Die Eroberung Egyptens durch die Engländer.

IV. Ende des Kriegs zwischen Frankreich und Neapel.

V. Krieg Portugalls mit Spanien und Frankreich.

VI. Letzte Periode des Französisch = Englischen Krieges bis zum Frieden am 1. Oktober.

VII. Frankreichs Rüstungen gegen den Negernstaat auf St. Domingo.

VIII. Paswan Oglu.

IX. Unterzeichnung der Friedenspräliminarien zwischen Frankreich und Rußland am 8. Oktober und zwischen Frankreich und der Pforte am 9. Oktober 1801. zu Paris.

X. Das Entschädigungswerk in Deutschland.

XI. Regierungs = Revolution in der Batavischen Republik.

XII. Neue Regierungs = Revolution in der Schweiz.

XIII. Errichtung des Etrurischen Königreichs.

XIV. Die Republik der sieben vereinigten Inseln.

XV. Neue Konstitution der Republik Lucca.

XVI. Cisalpinische Republik.

XVII. Genua.

XVIII. Piemont wird Frankreich einverleibt.

XIX. Pius VII. besteigt den påbstlichen Thron.

XX. Anfang der Wiedereinführung der Religion in Frankreich.

XXI. Vereinigung Irlands mit Großbrittannien.

XXII. Merkwürdigkeiten einzelner Staaten:

Frankreich,
England,
Oestreich,
Rußland,
Dånnemark,
Schweden,
Spanien,
Sardinien,
Türkei,
Vereinigte Staaten von Amerika,
Portugall,
Preußen,
Bayern.

XXIII. Witterung des Jahres 1801.

XXIV. Genealogische Nachrichten.

XXV. Geburts = Heiraths = und Sterbelisten von mehrern bedeutenden Stådten.

XXVI. Verzeichniß einiger im Jahre 1801. erschienenen Bücher u. s. w., in welchen man über einzelne Theile der im Jahrbuche erzählten Begebenheiten weitere Nachrichten findet.

Verzeichniß
der
Verlags-Artikel
von
C. G. Weigel
in Leipzig.

Bis Ende des Jahres 1802.

Anekdoten, unterhaltende, aus dem achtzehnten Jahrhunderte. Vom Verfasser der Geschichte der merkwürdigsten Begebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts. 1s Bändchen;

auch unter dem Titel:

Peter der Erste, Kaiser von Rußland, oder Sammlung der interessantesten Züge aus dem Leben dieses großen Mannes. 8. 1802. 16 gr.

— — Desselben Buchs 2s Bändchen:

auch unter dem Titel:

Carl XII. König von Schweden, oder Sammlung der interessantesten Züge aus dem Leben dieses merkwürdigen Mannes. Nebst einem Anhange von Patkul's Schicksalen und seiner Verurtheilung. 8. 1802. 16 gr.

— — Desselben Buchs 3s Bändchen;

auch unter dem Titel:

Ludwig XIV. König von Frankreich, oder Sammlung der interessantesten Züge aus dem Leben dieses Regenten, nebst einer Schilderung seines Hofes. 8. 1803. 16 gr.

Aufruf an die Menschheit bei dem Antritte eines neuen Jahrhunderts. gr. 8. 1800. broschirt 4 gr.

Babet von Etibal, nach dem Französischen des Abbé de la Tour frei bearbeitet. Mit 1 Kupf. 16. 1800. 21 gr.

Bauer, J. C. A., historisches Jahrbuch auf das Jahr 1803. enthaltend die Geschichte des Jahres 1801, auch unter dem Titel: Geschichte der merkwürdigsten Begebenheiten des neunzehnten Jahrhunderts. 1ster Band. Mit dem Bildnisse Friedrich Augusts III. Churfürstens von Sachsen. 8. Roh 1 thlr. 12 gr.
Gebunden 1 thlr. 16 gr.
In Maroquin 2 thlr. 12 gr.

Neuer Bauernkalender, oder Taschenbuch für Deutsche Landwirthe auf das Jahr 1801. 8. broschirt 4 gr.

Derselbe auf das Jahr 1802. 8. broschirt 5 gr.

Derselbe auf das Jahr 1803. 8. broschirt 5 gr.

Die verfallene Burg, nach dem Französischen des Abbé de la Tour frei bearbeitet, mit 1 Kupf. 16. 1801. 10 gr.

Currie, J., über die Wirkungen des kalten und warmen Wassers, als eines Heilmittels im Fieber und in andern Krankheiten, nebst Bemerkungen über das kalte Getränk und Bad und über das Fieber; durch praktische Fälle erläutert und näher ins Licht gesetzt; nach der zweiten Ausgabe aus dem Engl. übersetzt von C. F. Michaelis. 8. 1801. 1 thlr.

Diaetetik für Tabaksraucher. (Aus C. J. Kilian's Genius der Gesundheit und des Lebens.) 8. 1803. broschirt 3 gr.

Der Einsame oder der Weg des Todes, ein Roman von F. Horn. Mit 1 Kupf. 8. 1801.
Auf feines Papier 16 gr.
Auf ordin. Papier 12 gr.

Fevrier, C. A., Lese- und Unterhaltungsbuch für diejenigen, welche die Französische Sprache gut sprechen und richtig schreiben, lehren und lernen wollen. 8. 1801. 8 gr.

— — Anleitung zur Französischen Bücherkenntniß für diejenigen, welche diese Sprache lehren oder lernen wollen, mit Hinsicht auf die verschiedene Aussprache, Schreibart und richtige Bedeutung mehrerer Wörter. 8. 1802. 8 gr.

Gebetbuch für Gläubige und Ungläubige, für Christen und Nichtchristen. 16. 1800. 6 gr.

Gemälde, fantastische, mit 1 Kupf. 8. 1801.
Auf feines Papier 1 thlr. 4 gr.
Auf ord. Papier 18 gr.

Geschichte, kurze, der merkwürdigsten Begebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts für den Bürger und und Landmann, 1s Bändchen. 2te Auflage. 8. 1801. 12 gr.

Desselben Buchs 2s Bändchen. 8. 1801. 16 gr.

—— — 3s und letztes Bändchen. 8. 1801. 12 gr.

Kann die jetzige Regierung von Frankreich Bestand haben, und hat die Englische Regierung Gründe, sich einem Frieden mit Frankreich zu widersetzen? Nach dem Franz. mit Anmerk. eines Deutschen. gr. 8. 1800. broschirt 4 gr.

Kilian, C. J., der Haus- und Reisearzt, oder Rathgeber für Nichtärzte in den wichtigsten, schnell tödtlichsten und gefährlichsten Krankheiten, nebst einer kurzen Darstellung der neuesten Theorie einer allgemeinen Heilkunde. 8. 1800. Auf Schreibp. 21 gr.
Auf Druckpap. 12 gr.

— — Genius der Gesundheit und des Lebens, ein Taschenbuch für Aerzte und Nichtärzte auf das Jahr 1801. 8. broschirt 16 gr.

Leopold, J. L. G., Haus- und Landwirthschafts-Kalender, oder Taschenbuch für die Haus- und Landwirthschaft auf das Jahr 1800. 8. brosch. 16 gr.

— — Handwörterbuch des Gemeinnützigsten und Neuesten aus der Oekonomie und Haushaltungskunde. gr. 8. 1801. broschirt 2 thlr.

— — Taschenbuch für Oekonomie-Verwalter, auch nützlich für diejenigen, welche Glieder dieses Standes werden, oder sie bilden und beurtheilen wollen. 2te verbesserte Aufl. 8. 1801. 1 thlr.

Die Zusätze besonders für die Besitzer der ersten Aufl. 8. 1801. 3 gr.

Das Mittelalter und die Ritterzeiten, nicht wie sie seyn konnten, sondern wie sie waren; Fragmente zur nähern Kenntniß jener Zeiten. 8. 1800. 18 gr.

Schmiedtgen, J. G. D., die stille Ecke am Rohrteiche, oder Anton und Edda. 2 Bändchen mit 2 Kupf. und Musik. 16. 1800. Auf fein. Druckpap. 1 thlr. 20 gr.
Auf ordinäres 1 thlr. 8 gr.

— — der hohe Windbruch, oder Eduard und sein Freund. Mit 1 Kupf. 16. 1800.
Auf feines Druckpapier 1 thlr. 12 gr.
Auf ordinäres 1 thlr. 3 gr.

Schmiedtgen, J. G. D., Leipziger Taschenkalender oder Taschenbuch fürLiebhaber des Schönen und Guten auf das Jahr 1801. Mit 6 Kupf. 24. gebunden 12 gr.

— — Derselbe auf das Jahr 1802. Mit 4 Kupf. 16. gebunden 12 gr.

Das Schweizerthal, ein Familien = Gemälde des achtzehnten Jahrhunderts, mit 1 Kupfer. 8. 1802. 1 thlr.

Uebersicht, kurze, der merkwürdigsten Begenheiten des Jahres 1801. 1802. 8. broschirt 6 gr.

Der Unglücksvogel, oder Begebenheiten eines Emigranten. Aus dem Französischen. 8. 1803. 20 gr.

Neue Unterhaltungen und Sittengemälde für Kinder edler Herkunft, 1s Bändchen. 8. 1803. geb. 18 gr.

Volborth, J. F. A., Handlexikon für Küchengartenfreunde, oder Anleitung zur Kenntniß und Kultur aller in einem guten Hauswesen unentbehrlichen Küchengartengewächse, in alphabetischer Ordnung. Nebst einem Küchengarten = Kalender. 8. 1802. 20 gr.

Weber, F. B. tractatus de ſtudio rei ruſticae. 4. 1799. 9 gr.

— — von den Wirthschaften der Bauern und über die neuere Kultur der Oekonomie; nebst einer Beantwortung der Frage: wie diese zur Verbesserung jener zu benutzen sey? 8. 1800. 20 gr.

Bildniß Friedrich Augusts III., Churfürstens von von Sachsen; gezeichnet von Schnorr, gest. von Arndt. 6 gr.

Abdrücke avant la lettre 8 gr.

Sammlung von Kupfern aus dem Verlage von C. G. Weigel in Leipzig. 1ste Sammlung, 17 Blätter von Böhm, Darnstedt, Frosch, Grünler, H. Schmidt und J. J. Wagner enthaltend. broschirt 16 gr.

Daraus besonders:

Arthur, nach Schnorr, von H. Schmidt. 4 gr.

Kommissions-Artikel.

Gläser, C. G., über die epidemische Krankheit, welche im Monat Februar 1801. zu Wittenberg geherrscht hat. 8. Wittenberg, 1801. broschirt 3 gr.

Horn, F., über die Schauspiele der Franzosen. 8. 1801. broschirt 4 gr.

Leitfaden, numismatisch-historischer, zur Uebersicht der Sächsischen Geschichte, nach dem von Teubernschen hinterlassenen Münzkabinet, mit einer historisch-literarischen Einleitung v. K. W. Daßdorf. gr. 8. Dresden, 1801. auf Druckpapier 20 gr.
Auf Schreibpapier 1 thlr. 8 gr.

Maaß, J., kurze Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Universität zu Wittenberg, nebst einigen Bemerkungen über die Fortschritte der Wissenschaften, im verflossenen Jahrhunderte. gr. 8. Wittenberg. 1802. broschirt 4 gr.

— — kurze Nachricht von den Feierlichkeiten am dritten Jubelfeste der Stiftung der Universität zu Wittenberg. gr. 8. ebend. 1802. broschirt 3 gr.

Professionist, der rechtschaffene, ein Taschenbuch für alle Handwerker, in 2 Theilen 12. Meißen, 1801. in Leder geb. mit Brieftasche, Pergamentblättern, Bleistift und Wäschtafel 10 gr.
In Pappe gebunden mit Wäschtafel 8 gr.
Roh 5 gr.

Volkshefte, gemeinnützige, oder Sammlung von historischen, statistischen, politischen, physikalischen, ökonomischen, technologischen und andern, das allgemeine Beste betreffenden Nachrichten und Neuigkeiten 2c. Jahrg. 1801. und 1802. 4. Cahla à 1 thlr. 8 gr.
2 thlr. 16 gr.

Wäschtabelle mit Engl. Steinpergament belegt 3 gr.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bauer, Johann Christian August,

Unterhaltende Anekdoten aus dem achtzehnten Jahrhunderte

Bd.: 3

Leipzig 1803

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bio 371 -3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11235332-5